Werk

Titel: Betrachtungen über das Wirtschaftsleben der Naturvölker

Autor: Panckow, Hellmuth

Ort: Berlin

Jahr: 1896

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657_1896_0031|LOG_0029

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

Betrachtungen über das Wirtschaftsleben der Naturvölker.

Von Hellmuth Panckow[1]).

Die Zeiten der blofsen Raumbewältigung in der geographischen Forschung, die Zeiten, da der Entdecker wie im Fluge weite Länderstrecken durcheilte und seine oft nur flüchtigen und unsicheren Eindrücke als neue Offenbarungen in die Welt hinausgehen liefs, erscheinen so gut wie gänzlich abgeschlossen. Marksteine einer zweiten Entwicklungs-Epoche sind gesetzt, die ihren Inhalt in der sorgsamen Beobachtung innerhalb eines abgegrenzten Raumgebiets findet. Dem Reichtum des Lebens entspricht die Fülle der Gesichtspunkte, denen die Forschung zu folgen vermag, und die letztere zeigt in steigendem Mafs das Bemühen, allen leitenden Zügen in Natur und Völkerleben gleichmäfsig gerecht zu werden. Allein die Frage, ob dieses Streben bereits in weiterem Umfang von Erfolg gekrönt worden sei, mufs von dem objektiven Urteil verneint werden. Vielleicht ist eine solche Aufgabe, wenige hervorragende Ausnahmen abgerechnet, mit den Kräften des Individuums überhaupt unvereinbar, und die Schuld läge sonach in der Einseitigkeit, der alles irdische Können unterworfen ist. Aber sicherlich vermögen neben diesem subjektiven Faktor auch zwei objektive Momente der Erklärung zu dienen. Die grofsen allgemeinen Lebensgebiete, nach denen sich die Thatsachen in Natur und Menschenwelt scheiden lassen, sind der Forschung keineswegs alle in gleichem Mafs zugänglich. Es giebt gewisse Dinge, die der Erkenntnis des fremden Beobachters aufs hartnäckigste widerstreben. Hierher gehört vor allem die Religion, aber auch das Wirtschaftsleben nach seinen innersten Triebkräften und Gesetzen. Ein fernerer Grund sodann, warum einzelne Gesichtspunkte die gebührende Beachtung seitens der Forschung bisher nicht gefunden haben, liegt in der wechselnden Richtung des Zeitbewufstseins, das bald diese, bald jene Gegenstände in den Vordergrund des öffentlichen Interesses rückt. Es gab eine Zeit, da das geschichtliche Interesse, die Erkundung der politischen Veränderungen und kriegerischen Schicksale fremder Völker, den leitenden Gesichtspunkt für den Forschungsreisenden hergab. Man braucht sich nur an unsern berühmten Afrika-Reisenden Heinrich Barth zu erinnern. Als sodann die Naturwissenschaften zu jener gewaltigen

[1]) Siehe „Verhandlungen d. Ges. f. Erdkde. zu Berlin“ 1896, S. 216.

Macht in dem wissenschaftlichen und gesamten öffentlichen Leben der Neuzeit heranwuchsen, wurden sehr bald alle Kräfte der Beobachtung und Forschung fast ausschliefslich in ihren Dienst gestellt. Erst die Gegenwart im engeren Sinn des Wortes ist zugleich durch und durch nationalökonomisch orientiert, in ihrem tiefsten Interesse auf wirtschaftliche Probleme gerichtet, und eben deshalb hat sie eine bisherige Lücke der Forschung auszufüllen.

Mit dem exakten Zug, der dem naturwissenschaftlichen Charakter unserer Zeit entstammt, wird uns in zahlreichen Reiseberichten eine eingehende Beschreibung der stofflichen Kulturbesitztümer fremder Völker geliefert. Wir lernen neben der Natur ihrer Länder ihre Ackerbau-Produkte, ihren Haustier-Bestand und ihre Industrie-Gegenstände aufs genaueste kennen. Aber welche allgemeinen Gesetze und Triebkräfte wirken anregend, hemmend und fördernd auf Entstehung und Weiterentwicklung dieses Besitzes ein, in welchen wirtschaftlichen Betriebsformen wird derselbe erzeugt, und wie regelt sich seine Verteilung? Solche und ähnliche Fragen drängen sich in einer wirtschaftlich interessierten Zeit mit unmittelbar zwingender Gewalt auf, finden aber leider in der Mehrzahl der Fälle nur eine unzusammenhängende und unzureichende Beantwortung. Es ist daher nicht verwunderlich, dafs es auch an zusammenfassenden Arbeiten auf diesem Gebiet noch so gut wie gänzlich mangelt. Hier möchte der nachfolgende Versuch des Verfassers einsetzen. Das Wirtschaftsleben der sogenannten Naturvölker ist zum Gegenstand einer Studie gemacht worden, die ihren Wert den gegebenen Umständen nach nicht sowohl in lückenloser Vollständigkeit und der strikten Lösung schwieriger Probleme, als vielmehr in der Anregung und zielweisenden Vorarbeit suchen kann.

Doch wird man mir vielleicht entgegenhalten, dafs ja die soziologischen, kulturgeschichtlichen und anthropo-geographischen Forschungen eines Lubbock, Tylor, Lippert, Ratzel und anderer dem angedeuteten Bedürfnis bereits vollauf Genüge geleistet hätten. Ich vermag diesen Einwand als berechtigt nicht anzuerkennen. Gewifs bewegen sich alle jene Untersuchungen vielfach auch in der Richtung, deren stärkere Betonung hier gefordert wird; allein sie verstatten der rein wirtschaftlichen Betrachtungsweise doch nur einen verhältnismäfsig geringen Raum. Das Interesse an der Entwicklungsgeschichte der ideellen Faktoren, wie Recht, Sitte, Religion, und mancherlei andere Gesichtspunkte walten durchaus vor. Das materielle Lebensgebiet aber mufs auch in der Ethnologie selbständige wissenschaftliche Behandlung finden, mufs von allem übrigen reinlich geschieden und insbesondere auch mit den Fragen und Ergebnissen der modernen Nationalökonomie

in unmittelbaren Zusammenhang gebracht werden. Auf beide Wissenschaften wird ein derartiges Verhältnis fördersam einwirken. Nicht mit der Brille fertigen Vorurteils sollen wir fremdartige Verhältnisse betrachten; aber ebenso sicher ist doch auch, dafs nur, wer mit klar erfafsten Kategorien an die Gegenstände seiner Beobachtung und Forschung herantritt und zuvor die richtige Fragestellung erlernt hat, wissenschaftliche Resultate zu erzielen vermag. Nach dieser Seite hin kann die Nationalökonomie der Ethnologie für ihre Untersuchung des wirtschaftlichen Lebens der Naturvölker wesentliche Dienste leisten. Die Nationalökonomie ihrerseits aber ringt nach geschichtlicher Vertiefung und sucht für die klare Erkenntnis der wirtschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart Stützen in der Vorzeit zu finden. Was liegt da näher, als die Grenzen des Kulturbereiches zu überschreiten und dort Belehrung zu suchen, wo jenes Kindheitsalter der Menschheit, dessen Bild die historische Forschung aus der Überlieferung in Wort und Schrift, aus totem Stein und lebendigem Volkssang, aus den Trümmerstücken altersgrauer Sitten und Rechte heraufzubeschwören unternimmt, noch in vollster Gegenwart uns vor Augen steht? Das Nacheinander und das Nebeneinander können und müssen sich gegenseitiges Licht spenden. Treffend bemerkt Professor Bücher[1]) in dieser Hinsicht: „Das Verständnis ganzer weit zurückliegender Epochen der Wirtschaftsgeschichte wird sich uns erst erschliefsen, wenn wir primitive und kulturarme Völker der Gegenwart nach der wirtschaftlichen Seite ihrer Existenz mit der gleichen Sorgfalt beobachten werden, wie heute die Engländer und Nordamerikaner. Statt zu den letzteren sollten wir unsere jungen Nationalökonomen eher zu den Russen, Rumänen oder Süd-Slaven auf Studienreisen schicken; wir sollten die Völker unserer neugewonnenen Kolonien nach dieser Seite erforschen, ehe gerade die charakteristischen Seiten primitiver Wirtschaftsweise und Rechtsanschauung unter dem Einflufs des europäischen Handels bei ihnen verschwinden."

Wäre aber auch ein principieller Rechtfertigungsgrund für die wissenschaftliche Betrachtung des Wirtschaftslebens der Naturvölker in der Vernachlässigung gerader dieser Seite der Forschung nicht gegeben, so dürfte doch jedenfalls eine erneute Behandlung der einschlägigen Probleme zur Zeit sehr wohl am Platze sein. Das Induktionsmaterial jeder Wissenschaft stellt im Fortschritt seines Wachstums die herausgearbeiteten allgemeinen Resultate immer von neuem in Frage und macht eine stetig sich wiederholende Prüfung notwendig. Nun

[1]) Karl Bücher, Die Entstehung der Volkswirtschaft S. 85.

aber hat gerade auf dem Gebiet der Völkerkunde der bisherige Besitzstand im Laufe der letztverflossenen Jahre die reichste und wertvollste Mehrung erfahren. Man braucht sich nur an die glänzenden Forschungsergebnisse Karl von den Steinen's in Central-Brasilien, an die ebenfalls weitreichenden Resultate der beiden Sarasin auf Ceylon, an die fruchtbringende Thätigkeit, die Karl Lumholtz in Australien und Mexiko, Vaughan Stevens auf Malakka entfaltet hat, und endlich an die in gesteigertem Tempo sich vollziehende Erschliefsung Afrikas zu erinnern, um das Anwachsen des ethnologischen Induktionsmaterials bestätigt zu finden. Eine ganze Reihe von Völkern insbesondere, wie die Central-Brasilier, die Wedda Ceylons und die Pygmäen Inner-Afrikas, die kulturell und zum Teil auch anthropologisch als Primärvölker gelten dürfen, ist unserer Kenntnis erst durch die Forschungsarbeit der Gegenwart erschlossen und nach allen Seiten hin in das hellste Licht gesetzt worden. In diesen verstärkten Mitteln und diesem erweiterten Gesichtskreise liegt, ganz unabhängig von jeder anderen Entscheidung, der begründete Anreiz, neben den übrigen Lebensgebieten auch die wirtschaftlichen Thatsachen primitiven Völkerdaseins einer wissenschaftlichen Neubehandlung zu unterziehen. So bleibt selbst nach Aufgabe meiner vorhin erläuterten Position dennoch die Berechtigung der nachfolgenden Ausführungen unerschüttert.

Der Begriff der Naturvölker bedarf zunächst einer kurzen Erläuterung, die uns zugleich eins der durchgreifendsten und allgemeinsten wirtschaftlichen Lebensgesetze auf niederer Entwicklungsstufe erschliefsen wird. Den Urzustand der Menschheit oder die ersten Anfangsstadien menschlicher Entwicklung wird voraussichtlich immer und ewig tiefstes Dunkel unserer Einsicht verhüllen. Das Wort Peschel's: „Sicherlich ist der Naturzustand der Menschen unserer Beobachtung, ja sogar unserer Ahnung entrückt", hat von seiner Geltung auch heute noch nicht einen Deut verloren. Die Annahme, dafs die sogenannten Naturvölker den absoluten Beginn der Menschheits-Entwicklung darstellen, ist also von vornherein aufzugeben. Was wir antreffen, ist immer bereits das ganz positive Ergebnis einer unabmefsbaren Entwicklung. Aus dem thatsächlichen Wesen der bestimmten Erscheinungsformen ist daher ohne Zugrundelegung irgendwelchen hypothetischen Charakters der in Rede stehende Begriff zu entwickeln. Ratzel sagt: „Man mufs es mit aller Entschiedenheit betonen, dafs der Begriff „Naturvölker" nichts Anthropologisches, nichts Anatomisch-Physiologisches an sich hat, sondern ein rein ethnographischer, ein Kulturbegriff ist." Sofern in diesen Worten die Überzeugung zum Ausdruck gelangt, dafs der Naturvölker-Standpunkt nicht dieser oder jener Rasse

der hergebrachten Systeme als kennzeichnendes Merkmal eigne, mögen dieselben unbeanstandet bleiben. Aber ebenso gewifs ist andrerseits, dafs auch für die Begründung eines rein körperlichen Begriffs der Naturvölker dank den neueren anthropologischen Forschungen eines Virchow, Fritsch, Ranke u. a. bereits wichtige Anhaltspunkte geboten sind. Dem bedeutendsten Kenner südafrikanischer Völkerschaften, Gustav Fritsch, verdanken wir die Feststellung der interessanten Thatsache, dafs das Verhältnis von Natur- und Kulturvölkern nach Knochenbau und Skelett eine vollkommene Analogie derjenigen wilder und gezähmter Tiere aufweise. Von den Kaffern sagt er: „Das Skelett zeigt deutlich den Charakter der Unkultur durch die schlankeren, gracileren Knochen, welche weniger Volumen enthalten, aber dabei fest, elastisch und von glatterer Oberfläche sind. Die Vorsprünge und Leisten sind scharf markiert und deutlich abgesetzt, aber nicht so massig, als es bei unseren Stammesgenossen häufig vorkommt." Ranke aber unterscheidet geradezu zwei typische Formen menschlicher Körperbildung: die Naturform und die Kulturform. „In Beziehung auf die Gesamtbildung lernten wir innerhalb der Menschheit den Kreis der Kulturformen von dem Kreis der Naturformen unterscheiden. Die ersteren stehen im allgemeinen, namentlich deutlich in ihren extremen Bildungen, bezüglich ihrer Proportionen dem Jugendzustand des Individuums näher als die letzteren, die sich im allgemeinen, deutlich wieder in ihren extremen Bildungen, am weitesten von dem Jugendzustand entfernen." Der Begriff des Naturvolkes erscheint danach reicher und voller als in der einseitigen Fassung Ratzel's. Der mangelnden Gesittung oder fehlenden Kultur gesellt sich die typische Körperform hinzu. Ein dritter Gesichtspunkt ergiebt sich aus der psychologischen Betrachtungsweise. Unbeständigkeit der Stimmung und Gesinnung, jähe Übergänge und launenhafte Sprünge kennzeichnen die sittlich-geistige Wesensart der Naturvölker.

Alle diese Bestimmungen aber erfüllen den Zweck der begriffsmäfsigen Abgrenzung nur unvollkommen. Dem Begriff des Naturvolkes haftet etwas Relatives, Fliefsendes und Schwankendes an, das auch der gröfste Scharfsinn und das stärkste logische Definitionsvermögen nicht gänzlich zu beseitigen vermögen. Ein organischer Zusammenhang verknüpft die verschiedenen Glieder der Menschheit, so dafs wir es, streng genommen, immer nur mit graduellen Abständen und niemals mit polaren Gegensätzen, wie solche durch die Gegenüberstellung von Natur und Kultur bezeichnet werden, zu thun haben. Scheidelinien innerhalb eines einheitlichen, wenngleich mannigfach abgestuften Ganzen tragen stets mehr oder minder den Charakter der Willkür an sich. Das einzige Mittel, in der Grenzbestimmung des Naturvölker-

Bereiches einen einigermafsen festen und sichern Standpunkt zu wahren, ist in der Mannigfaltigkeit der sich gegenseitig ergänzenden und kontrollierenden Gesichtspunkte gegeben.

Es ist daher auch von wesentlichem Nutzen, neben den bisher angedeuteten Merkmalen noch ein anderes, in durchgreifenden principiellen Beziehungen des Menschen zur Natur wurzelndes Moment für den in Rede stehenden Begriff geltend zu machen. Ursprünglich gelangt wohl in der Bezeichnung „Naturvölker" nur die Gegensätzlichkeit zur Kultur oder die fehlende Kultur zum Ausdruck. Indessen weist doch das Wort selber auch noch auf einen tieferen Sinn, eine weiterreichende Bedeutung hin. Der Angehörige eines Naturvolkes steht in ganz anderem Verhältnis zu seiner natürlichen Umgebung als der Kulturmensch. Er lebt im vertrautesten Umgang mit der Natur; seine Sinnesschärfe, seine Orientierungsgabe, seine Kenntnis der Lebensgewohnheiten und Eigentümlichkeiten der ihm freundlichen und feindlichen Geschöpfe sind bewundernswürdig. In naivem Realismus betrachtet er die Tiere des Feldes und Waldes, ja vielfach sogar die Gegenstände der unorganischen Natur als seinesgleichen. Die gesamte Welt erscheint ihm, ohne dafs irgendwie Zwecke bewufster Symbolisierung hierfür mafsgebend wären, in anthropo-morphischer und anthropo-pathischer Beleuchtung. Von den Raubtieren bis zu den Sternen tritt alles zu dem Menschen in unmittelbarste Beziehung, wird alles vermenschlicht. Der Wickelbär ist für den Bakaïrí der Herr des medicinischen Tabaks und der Baumwolle, und die Sterne sind den Khassia Bengalens Menschen, die einst auf den Himmelsbaum stiegen und nun dort oben sitzen blieben, nachdem der Stamm unten abgehauen war. Der Mensch ist noch nicht zum Bewufstsein seiner Sonderstellung, seines specifischen Selbst gelangt; er geht willig als gleichartiges, unterschiedsloses Glied in dem Ganzen der Natur auf, ist im wahrsten Sinn des Wortes Naturmensch. Das ist die geistige Seite des Verhältnisses.

Realistisch gewendet, drückt sich dasselbe in der denkbar gröfsten Abhängigkeit des Menschen von der Natur aus. Hier ist der Punkt, wo uns das erste wirtschaftliche Lebensgesetz niederen Völkerdaseins entgegentritt, wo der Naturvölkerbegriff zugleich seine allgemeinste und tiefste ökonomische Rechtfertigung findet. Mag man mit Ratzel an die Stelle der Naturabhängigkeit die lockere und einseitige Verknüpfung mit der Natur setzen, das Resultat ist dasselbe. Immer ergiebt sich als Grundzug die aufserordentliche Schmalheit der wirtschaftlichen Lebensbasis. Das ganze materielle Dasein eines Naturvolkes hängt oft an einem einzigen Faden. Wird dieser durchschnitten, so ist die

gesamte Existenz vernichtet. Besonders lehrreich erscheinen in dieser Hinsicht die viehzüchtenden Stämme Südost-Afrikas. Man nehme den Zulu oder Basuto ihre Herden, und der Lebensnerv dieser Völker ist getötet. Daher vermag hier schon das einmalige Auftreten der Rinderpest oder ein wohlgelungener Viehraub seitens der Nachbarn ganze Stämme dem sofortigen Verderben preiszugeben.

Die Schmalheit der Lebensbasis prägt niederen Entwicklungsstufen jenen einseitigen Charakter auf, der in den wirtschaftlichen Völkertypen der Jäger, Hirten und Ackerbauer seinen zutreffenden Ausdruck gefunden hat. Aber dennoch darf man die an und für sich richtige Vorstellung, die diesen Bezeichnungen zu Grunde liegt, nicht überspannen. Trotz der unleugbaren Inhaltsarmut der materiellen Produktion im Naturvölkerbereich erweist sich doch auch das einfachste Wirtschaftsgebilde bei näherer Betrachtung schon als mehrtypisch und zusammengesetzt. Mit Recht sagt Kapp[1]): „Die verschiedenen Lebensweisen durchdringen sich mehr oder weniger bei jeder Nation und genügen erst in ihrer Vereinigung den Bedürfnissen des Menschen.“ Die Jagd verschwistert sich mit dem Ackerbau und schafft Jägerbauern, der Ackerbau mit der Viehzucht, und die Manufaktur tritt der Urproduktion bereits auf frühester Entwicklungsstufe helfend zur Seite. Schon eine physiologische Notwendigkeit läfst wahrscheinlich den Menschen niemals einseitig von reiner Fleisch- oder reiner Pflanzenkost sich nähren, sondern bedingt von vornherein einen reicheren Inhalt des wirtschaftlichen Lebens.

Schon unter diesem Gesichtspunkt erscheint daher die bekannte Theorie von der Aufeinanderfolge der Jäger, Hirten und Ackerbauer, die sich an den klangvollen Namen Friedrich List's knüpft, nicht ganz einwandfrei. Es will mir aber scheinen, als stände dieses festgewurzelte Schema auch noch in mancherlei anderer Hinsicht einer richtigen Auffassung vor dem Wirtschaftsleben der Naturvölker hemmend im Wege.

Der Fortschritt der Menschheitsgeschichte vollzieht sich überhaupt nicht so einfach und schematisch, dafs für die Entwicklung jedes Volkes ein und dasselbe typische Gesetz mafsgebend wäre. Was sich hier so vollzogen hat, braucht sich deshalb dort nicht ebenso zu vollziehen. Mögen in den Steppen Inner-Asiens die Hirtennomaden immerhin den Jäger abgelöst haben, in Amerika und Australien ist dies sicherlich nicht der Fall gewesen.

Ferner hat der Mensch, ehe er die Tiere, die seiner Kost zu

---

[1]) F. Kapp, Philosophische oder vergleichende allgemeine Erdkunde als wissenschaftliche Darstellung der Erdverhältnisse und des Menschenlebens nach ihrem inneren Zusammenhang. 2. Bd. S. 17.

dienen bestimmt waren, mit den Hilfsmitteln der Jagd erlegen lernte, sich auf das Sammeln von Wurzeln, Beeren, Nüssen, Larven und ähnlichen Dingen beschränken müssen. Diese Sammelthätigkeit erscheint noch heute bei den Australiern, den Pygmäen Inner-Afrikas, den Wedda Ceylons, den Bororó Süd-Amerikas und anderen Volksstämmen neben dem Jägerhandwerk als Grundlage der Ernährung. Das Sammelvolk und nicht das Jägervolk müfste danach an dem unteren Ende einer wirtschaftlichen Stufenleiter der Menschheit stehen.

Die Aufeinanderfolge von Hirtentum und Ackerbau sodann ist nicht nur ungenau, sofern sie die räumliche Verschiedenartigkeit des Entwicklungsprozesses aufser Acht läfst, sondern sie ist auch geradezu unrichtig, da, wenn einmal die Vielgestaltigkeit der Entwicklung in einem Durschnittstypus ihren einheitlichen Ausdruck finden soll, weit eher das Gegenteil der bisherigen Annahme zu rechtfertigen wäre. Der Mensch ist, wenn wir, einzig und allein auf unser logisches Denken gestützt, die Schwierigkeiten und handgreiflichen Vorteile der beiderseitigen Thätigkeiten gegen einander abwägen, sicherlich viel später auf den Gedanken gekommen, Tiere ihres Nutzens wegen in der Gefangenschaft zu züchten, als einen primitiven Ackerbau zu üben. Auch die Erfahrungen der Völkerkunde zeugen in diesem Sinn. Die Süd-Amerikaner, die Negervölker des inneren Afrika, die Papua und Polynesier, sie alle treiben einen stellenweise sogar hochentwickelten Ackerbau, während die Haustierzucht bei ihnen entweder gar nicht oder doch nur in den dürftigsten Anfängen vorhanden ist.

Endlich noch eins. Der Fortschritt des Wissens besteht nicht zum geringsten Teil in der Differenzierung, der Trennung und Sonderung des vorher Geeinten. Wie dem Wanderer sich die Dinge in der Fernsicht als eine ungeschiedene, zusammengedrängte Masse darstellen, die erst bei der Annäherung lebensvolle Gliederung gewinnt, so geht es dem Forscher bei immer weiterem Vordringen mit den überlieferten Allgemeinbegriffen. Jägertum, Hirtentum und Ackerbau sind vieldeutige und vielumfassende Ausdrücke. Vom Jäger im allgemeinsten Sinn des Wortes gliedert sich beim Anwohnen am Wasser der Fischer ab. Die Viehzucht der bodenständigen Kaffernstämme Ost-Afrikas ferner ist durchaus verschieden von der Wirtschaftsform der umherschweifenden Hirtenvölker Central-Asiens. Die landwirtschaftliche Bodenbearbeitung endlich aber scheidet sich in den Hackbau und den auf der Verschwisterung von Pflug und Rind ruhenden eigentlichen Ackerbau. So erweisen sich die überlieferten Sammelnamen für eine scharfe und deutliche Charakteristik der einzelnen Wirtschaftsformen als durchaus unzulänglich. Aus dem gesamten voraufgehenden Abschnitt aber er-

hellt, dafs das übliche Schema der Wirtschafts- und Kulturstufen der thatsächlichen Entwicklung des Menschengeschlechts nur in sehr beschränktem Mafse gerecht wird. Die Fortschritte des Wissens und der Erkenntnis fordern mit zwingender Gewalt zur Lossagung von demselben auf.

Diese Kritik des Traditionellen, die vielleicht als störende Unterbrechung in dem Plan unserer Arbeit erscheinen könnte, hat uns dennoch für die richtige Auffassung des wirtschaftlichen Lebens der Naturvölker zwei wichtige Daten geliefert. Sie hat einmal das schematische Bild zerstört, unter welchem man den Entwicklungsgang der ökonomischen Kultur zu betrachten gewohnt ist, und an die Stelle der Gleichförmigkeit den Reichtum und die Mannigfaltigkeit des Verlaufs gesetzt. Wir sahen ein, dafs die geographische und die auf ihr doch wohl im letzten Grunde ruhende ethnologische Gliederung der Menschheit auch für das Gebiet der wirtschaftlichen Entwicklung unterscheidende Eigenart zur Folge habe. Ferner aber erscheint im Licht jener Kritik das Wirtschaftsleben auch des niedrigsten Stammes nicht so inhaltsarm, dafs sich dasselbe mit einer einseitigen Signatur erschöpfend abthun liefse. Der Jäger ist daneben immer noch Sammler oder schon Hackbauer, zugleich aber auf jeden Fall auch industriell thätig. Die Akka und Batua wie die Wedda und Australier bestätigen bei aller Anerkennung der Schmalheit ihrer wirtschaftlichen Lebensbasis dennoch dieses Gesetz. Dem fortschreitenden Gang unserer Untersuchung bleibt es vorbehalten, hierüber das richtige Licht zu verbreiten.

Erscheint das Wirtschaftsleben der Naturvölker in stärkster Abhängigkeit von der Natur, so ist doch dieses Abhängigkeitsverhältnis nicht das einzige. In die Herrschaft über das materielle Wohl und Wehe des Menschen teilt sich mit der Natur ein anderer, geistiger Faktor. Hier eröffnet sich uns eine neue, weite Gedankenperspektive. Die materialistische Geschichtsauffassung eines Marx und Engels hat sich weit über den politischen Anhängerkreis dieser Männer hinaus in dem Denken der Zeit einen festen Platz erworben. Sie will nur wirtschaftliche Interessen und materielle Faktoren als bedingende Ursachen im geschichtlichen Verlaufe gelten lassen und leugnet den Einflufs ideeller Triebkräfte. Wörtlich sagt Marx: „Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den socialen, politischen und geistigen Lebensprozefs überhaupt.“ Aber, siehe da, gleich an den Eingangspforten des Völkerlebens versagt die Probe auf das Exempel. In direkter Umkehrung des behaupteten Verhältnisses erscheint auf den niedrigsten Stufen menschlichen Daseins die Produktionsweise des materiellen Lebens in stärkster Abhängigkeit von einem geistigen

Faktor, einer Abhängigkeit, die so stark ist, dafs man daraus mit Recht ein kennzeichnendes Merkmal primitiver Wirtschaftsformen entnehmen darf. Dieser geistige Faktor ist die Religion in jener weiten Fassung des Begriffs, in der sie, nach der treffenden Bemerkung von Achelis[1]), neben anderen organischen Schöpfungen des Menschengeistes ein Gemeingut unseres Geschlechts genannt werden darf. Das charakteristische Merkmal hochentwickelter Religionssysteme, die Verwendung ethischer Motive oder die Durchsetzung mit Bestandteilen der Moral, fehlt auf dem Naturvölker-Standpunkt noch fast gänzlich, während dagegen alles dasjenige, was wir als religiösen Aberglauben zu bezeichnen gewohnt sind, den breitesten Raum einnimmt. Es ist die Religion in dieser universellen Bedeutung nichts anders als der Glaube an unsichtbare Mächte, die hinter und über der sinnenfälligen Wirklichkeit stehen. Dieser Glaube aber übt, machtvoll fördernd und hemmend, auf das Wirtschaftsleben der Naturvölker den weittragendsten Einflufs aus.

Der erste Züchtungsversuch unseres wertvollsten Haustiers, des Rindes, der aller Wahrscheinlichkeit nach die eigentliche Haustierzucht überhaupt eingeleitet hat, stellt einen unermefsbaren Fortschritt auf der ökonomischen Stufenleiter dar. Wie ist der Naturmensch wohl dazu gekommen, diesen Fortschritt zu vollziehen? Ein geistvolles und ideenreiches Buch, das vor einiger Zeit aus der Feder eines Berliner Privatgelehrten hervorgegangen ist, das Buch Dr. Eduard Hahn's[2]) über die Haustiere, giebt die, wie ich meine, überzeugende Antwort hierauf: der religiöse Glaube hat die Zucht der Rinder begründet. Das wilde Rind galt seit ältesten Zeiten als das der Mondgöttin geheiligte Tier, wohl weil seine gerade abstehenden Hörner für die Phantasie von Naturmenschen Ähnlichkeit mit der sichelförmigen Gestalt des zu- und abnehmenden Mondes haben. Wenn die Göttin nun bei Mondfinsternissen zürnend ihr Antlitz verbarg, so mufste sie durch Opferung eines ihrer, d. h. der ihr geheiligten Tiere wieder versöhnt werden. So verlangte es naturgemäfs der Kult. Aber die Plötzlichkeit des Eintretens der Finsternisse machte die rechtzeitige Beschaffung wilder Rinder vermittelst der Jagd unmöglich. Daher gatterte man eine kleine Herde ein, um jederzeit die nötigen Schlachttiere zu Opferzwecken zur Verfügung zu haben. Hiermit vollzog sich ganz allmählich und

---

[1]) Th. Achelis, Moderne Völkerkunde, deren Entwicklung und Aufgaben. S. 365.

[2]) Eduard Hahn, Die Haustiere und ihre Beziehungen zur Wirtschaft der Menschen. S. 90 ff.

unvermerkt der Übergang von der Freiheit zur Knechtschaft. Die Tiere pflanzten sich in der weiten Spielraum gewährenden Gefangenschaft fort und gewannen Haustier-Eigenschaften, insbesondere reichlichere Milchsekretion, die dann erst ihrerseits dem Gesichtspunkt der ökonomischen Nutzung in stufenmäfsigem Fortschritt zum Sieg verhalfen. Zahlreiche und schwerwiegende Gründe sprechen für diesen Entwicklungsgang. Zunächst kommen einzelne negative Kriterien in Betracht. Die allgemeine Analogie lehrt, dafs kaum jemals auf älteren Entwicklungsstufen eine Erfindung planvollem Verfahren und zielbewufsten Nützlichkeitserwägungen entsprungen ist. Fast immer standen die ursprünglichen Motive zu dem gezeitigten Erfolg in höchst lockerer oder so gut wie gar keiner Beziehung. Auch stellte der Versuch, Tiere in der Gefangenschaft zur Fortpflanzung zu bringen, den Naturmenschen vor die denkbar schwierigste Aufgabe. Was aber die Hauptsache ist, gerade diejenigen Eigenschaften, auf denen späterhin der Haustierberuf wesentlich ruht, Milch und Wolle, konnten gar nicht den Anreiz zur Züchtung geben, da sie den wilden Stammarten nur in geringfügigstem Mafs eigneten; es sind vielmehr erst Resultate eines langwierigen Züchtungsprozesses selber. Für Fleisch und Felle, Hörner und Knochen aber sorgte seit Alters her die Jagd. Hier liegt die eigentliche Wurzel des Problems, zugleich aber auch der Pfadweiser zu seiner Lösung. Da der Gesichtspunkt der ökonomischen Nutzung nicht der primäre gewesen sein kann, so mufs dies naturnotwendig ein anderer gewesen sein. Welches Motiv aber könnte zur Ausfüllung der Lücke passender erscheinen als religiöse Vorstellungen? Für solche sprechen auch ganz positive Instanzen. Nur unter derartiger Annahme wird die geographische Thatsache verständlich, dafs sich alle die Gebiete, in denen das Rind ursprünglich zur Züchtung gelangt ist, um das Centrum der göttlichen Anbetung desselben, um Indien, gruppieren. Ferner finden die überschwänglichen Gefühle der Liebe und Verehrung, mit denen einzelne Volksstämme, wie die Kaffern, in einer uns seltsam anmutenden und förmlich belustigenden Weise an dem „lieben Vieh" hängen, nur in rückständigen religiösen Motiven ihre genügende Erklärung. Endlich entspricht dem angenommenen Entwicklungsgang auch ein Beispiel der Ethnologie, das uns zugleich aus hypothetischer Vergangenheit wieder in die lebendige Gegenwart zurückversetzt. In den Bergen Assams lebt eine Anzahl wilder und bisher wenig bekannter Volksstämme, die Miri, Palam, Kuki, Mischmi und andere mehr. Von ihnen wird berichtet, dafs sie den Gayal, eine unserem Hausrind verwandte Rinderart, nur zu Zwecken gelegentlicher Opferung und nicht der öko-

nomischen Verwertung wegen eingegattert halten[1]). Bestätigen sich diese Nachrichten, so haben wir hier einen typischen Fall der allgemeinen Entwicklung vor uns. Ein geistiger oder ideeller Faktor, der religiöse Glaube in seiner Bethätigung als Kult, hat demnach machtvoll fördernd in das Wirtschaftleben der Naturvölker eingegriffen und die Anfänge eines neuen, so überaus wichtigen Produktionszweiges gezeitigt.

Indessen läfst sich des Fördernden, das von dem religiösen Glauben oder Aberglauben für das wirtschaftliche Leben der Naturvölker ausgegangen ist, nicht eben viel berichten. Nur das Tabu, wie es vor allem in der polynesischen Inselwelt zur Ausbildung gelangt ist, mag noch in diesem Sinn kurze Erwähnung finden. „Wir haben", sagt Quatrefages, „ein civilrechtliches Tabu bei allen europäischen Völkern." Dem Schutze des persönlichen Eigentums, den in der Kulturwelt das Civilrecht ausübt, dient unter Naturvölkern die Religion mit den „heiligen, vielfach abwehrenden Sitten und Gesetzen des Tabu", wie der Weltumsegler Adalbert von Chamisso sich ausdrückt. Ein konventionelles Zeichen, das an irgend einem Baum oder an den Marksteinen einer Pflanzung angebracht wird, tabuiert die betreffenden Sachen und verleiht ihnen den Charakter unverletzlichen Privateigentums. So übernimmt das Tabu die Rolle des Civilrechts. Dafs aber damit eine der Grundfesten geselliger Ordnung und ein Haupthebel des wirtschaftlichen Fortschritts gegeben ist, liegt klar auf der Hand.

Leider ist jedoch der weitaus überwiegende Einflufs des religiösen Glaubens hemmender Natur. Hier erst findet das Kausalverhältnis von Religion und Wirtschaftsleben seine weiteste Anwendung. Eine vorbereitende Darlegung wird uns den Weg zu eingehender Beleuchtung dieser Seite des religiösen Einflusses bahnen.

Eins der kennzeichnendsten Merkmale niederer Wirtschaftsformen ist ihr nomadenhafter Betrieb. Mit dem Jäger- und Hirtenleben erscheint derselbe der Natur der Sache nach von selbst gegeben. Aber die vulgäre Anschauungsweise irrt, wenn sie jenen Entwicklungsstufen gegenüber nun den Ackerbau oder seine Urform, den Hackbau, mit Bodenständigkeit für identisch nimmt. Das Gesetz des Nomadismus beansprucht innerhalb des Naturvölkerbereiches allgemeinere Geltung. Die enge und ausschliefsliche Verkoppelung dieses Begriffes mit bestimmten Stufen des alten Schemas, insbesondere der Hirtenstufe, hat die rechte Einsicht lange getrübt. Auch der primitive Ackerbau schliefst feste Wohnsitze in unserem Sinn aus. Es kann allerhöchstens

[1]) Hahn, a. a. O. S. 123.

von einer absatzweisen oder sprunghaften Bodenständigkeit die Rede sein. Der afrikanische Neger ist nach Ratzel der vortrefflichste Ackerbauer unter allen Naturvölkern, vielleicht mit Ausnahme malayischer Stämme, wie etwa der Batta. Aber thatsächlich sind auch diese Völker von erstaunlicher Beweglichkeit, und die meisten Dörfer wie auch kleinere Stämme dürften selten einige Menschenalter hindurch an derselben Stelle bleiben. Es bietet sich dem Blick des überschauenden Beobachters ein atemloses Drängen und Schieben, ein fortdauerndes Durcheinandergewürfel, ein stetes Hin- und Herwogen dar. Das nämliche Schauspiel wiederholt sich an anderen Erdstellen. Von den Garro in Indien meldet eine Notiz bei Réclus[1]), dafs sie im Laufe einer Generation acht bis zehn Weiler nach einander gründen. Demgegenüber erscheint es schon als eine bedeutsame Annäherung an wirklich sedentäre Lebensweise, wenn die Khands im Dekkan-Gebiet und in Orissa nur etwa alle vierzehn Jahre ihren Wohnsitz verändern. Auch die Bewohner des westlichen Kaukasus waren noch bis tief in unser Jahrhundert hinein ackerbauende Nomaden, und Edmund Spencer erzählt in seinen „Travels in the Western Caucasus"[2]), dafs er auf seinen Reisen infolge des häufigen Ortswechsels der Bewohner den Eindruck empfangen habe, als sei das Land vor kurzem von Feindeshand verwüstet worden. Den Gipfel der Unstetigkeit erreicht der primitive Hackbau dort, wo er dem Jägerstadium, das noch die Grundelemente des Lebens in geistiger wie materieller Hinsicht hergiebt, nur erst ganz locker und gewissermafsen parasitär angefügt ist. So weifs H. H. Bancroft[3]) von den nordamerikanischen Indianerstämmen der Apaches, Comanches, Lipares u. s. w., bei denen sich neben der Jagd die ersten kümmerlichen Anfänge des Hackbaues finden, zu berichten, dafs sie in der Regel nur einige Wochen an einem und demselben Ort verweilen. Was Cäsar von den Germanen, Herodot von den Skythen, Thukydides von den ältesten Hellenen erzählen, findet sonach in den Thatsachen der modernen Ethnologie seine Bekräftigung.

Der nomadische Hackbau wurzelt in einer ganzen Reihe verschiedenartiger Ursachen. Elementare Ereignisse wie Dürre, Überschwemmung, Erdbeben, Heuschreckenplage, Pflanzenkrankheiten u. a. greifen selbstverständlich unter Zuständen einseitiger Gebundenheit an und durch die Natur viel wirksamer und nachhaltiger in das Leben

---

[1]) Réclus, Nouvelle Géographie Universelle VIII, 395.

[2]) Edmund Spencer, a. a. O. I, 348.

[3]) H. H. Bancroft, The native races of the Pacific States of North America. Leipzig 1875, I, 485.

der Menschen ein als zu Zeiten, da die Verbindung mit dem nährenden Mutterboden der Erde bereits eine freiere und vielseitigere geworden ist. Aber dennoch spielen diese Ereignisse unter den bedingenden Momenten primitiven Wanderlebens eine verhältnismäfsig geringe Rolle. Wenn das Avesta-Volk im alten Iran zu den Göttern betete[1]), dafs es nie durch Mifswachs und Wassermangel zur Aufgabe seiner heimischen Wohnstätten genötigt sein möge, so ist damit bereits ein über das einfache Naturvölker-Dasein hinausgehender Standpunkt signalisiert. Der echte Naturmensch nimmt das nomadisierende Leben als eine unverrückbare Daseinsnorm, eine unerschütterliche Notwendigkeit hin, ja verehrt in ihm, wie wir später noch sehen werden, einen Ausflufs göttlicher Weisheit. Viel allgemeiner und stetiger wirkende Motive, als zufällige Naturereignisse sie bieten können, entfalten hier ihre Kraft.

Das allgemeinste und durchgreifendste dieser Motive ist wohl in der mangelnden Intensität der Bodenbearbeitung zu suchen. Der Ackerbau ist in den Anfängen seiner Entwicklung immer Raubbau. Echte Naturvölker kennen weder das Pflügen noch die tierische Düngung. Den einzigen Düngungsstoff liefert ihnen die durch Verbrennen des Holzes und Grases gewonnene Asche. Von den Manyema berichtet Felix[2]) in seiner reichhaltigen „Entwicklungsgeschichte des Eigentums" nach einer Notiz Livingstone's, dafs ihre Arbeit mit der Haue nichts als ein oberflächliches Aufkratzen des Bodens und ein Abschneiden des Grases und Unkrauts durch eine horizontale Bewegung der Klinge sei. Mit dieser Mangelhaftigkeit des landwirtschaftlichen Betriebs ist naturgemäfs das Motiv der Unstetigkeit und sprunghaften oder periodischen Ansässigkeit gegeben. Der Boden, der nur wenig tiefgründig beackert wird, und dem die Nährstoffe ohne Ersatz entzogen werden, zeigt sich nach kurzer Zeit erschöpft und nötigt mit zwingender Gewalt zu seinem Aufgeben.

Ein zweiter durchschlagender Grund für den Nomadismus von Hackbau treibenden Naturvölkern aber — und hier kehren wir wieder zu unserem Ausgangspunkt zurück — liegt in dem religiösen Glauben primitiver Entwicklungsstufen. Teils indirekt, teils direkt wirkt die Religion der sich anbahnenden Bodenständigkeit entgegen.

Zunächst nämlich verstärken religiöse Vorstellungen das Raubbau-System und tragen an ihrem Teil dazu bei, den bäuerlichen Wirtschaftsbetrieb auf niederem Niveau zu erhalten. Hildebrandt erzählt uns in

---

[1]) Geiger, Ostiranische Cultur, S. 408.

[2]) Ludwig Felix, Entwicklungsgeschichte des Eigentums. 4. Teil 1. Hälfte, S. 51.

seiner ausgezeichneten Arbeit über die Wakamba, dafs dieselben den Boden nur mit einem hölzernen Spaten lockern, weil durch Eisen der Regen verscheucht würde. Die gleiche Anschauung kehrt bei einem anderen Volk Ost-Afrikas, den Manganya, wieder. Von den Wakamba wird ferner berichtet, dafs sie tierische Düngung als Verunreinigung der Mutter Erde auffassen. Die Eingeborenen des unteren Sambesi endlich leben Jahr aus Jahr ein von den Früchten des Mango-Baums; aber niemand pflanzt einen neuen Baum, da er in diesem Fall nach dem herrschenden Glauben unfehlbar sterben müfste. Es ist klar, wie sehr solche Ideen die zunächst in der niederen geistigen und technischen Kulturstufe begründete Mangelhaftigkeit der landwirtschaftlichen Betriebsform noch verstärken und befestigen müssen. Diese Mangelhaftigkeit ihrerseits aber motiviert den Nomadismus, und so erscheint die indirekte Einwirkung der Religion auf den letzteren aufser Frage gestellt.

Aber auch ganz direkte, unmittelbar wirksame Motive leiht der Glaube für das Wanderleben der Naturvölker dar. Hier eröffnet sich ein interessanter völkerpsychologischer Ausblick, der mich für kurze Zeit den eigentlichen Gegenstand meiner Arbeit zu verlassen nötigt. Für den Naturmenschen tritt der Tod dem Leben nicht als ein Vorgang von absoluter Neuheit entgegen; die Trennung der Seele vom Leib vollzieht sich ihm fast täglich im Traum. Der Schatten oder die Seele, die nach derb realistischer Auffassungsweise als volle, ganze Persönlichkeit erscheint, geht spazieren, fischt und jagt, ifst und trinkt, sucht Bekannte auf und trifft auch wohl mit Verstorbenen zusammen. Das ist dem naiven Bewufstsein des Naturmenschen Wirklichkeit, unbezweifelbare, sinnenfällige Wirklichkeit. Nicht anders geht es im Tode zu; der Tod ist auf dieser Ideenstufe recht eigentlich der Bruder des Schlafs. Auch im Tode verläfst die Seele ursprünglich nur den Leib, um für einige Zeit umherzuschweifen, entfernt sich aber zu weit und findet nicht mehr zurück. So führt sie fortan ein gesondertes Dasein das aber dem bisherigen Leben des leiblich-seelischen Doppelwesens aufs genaueste entspricht. In dieser naiv realistischen Form ist der Glaube an die Fortdauer nach dem Tode ein elementarer Völkergedanke, ein universeller Gedanke des religiösen Bewufstseins der Menschheit zu nennen. Der nämliche Glaube aber, der späterhin in dem Stadium der Vergeistigung und ethischen Verklärung eine Quelle des Trostes und der freudigen Lebensbemeisterung wird, entfaltet in seiner unentwickelten Gestalt eine den Fortschritt niederhaltende und das ganze Leben der Naturvölker unheimlich schädigende Macht. In ihm wurzelt vor allem die Totenfurcht. Die Toten setzen ihr irdisches Dasein, auch ihre Schlechtigkeiten und bösen Streiche, ganz in der

gleichen Weise wie bisher fort und treiben, zumeist in der Nähe des Todesortes, bei nächtlicher Weile ihr Wesen im Wald. Das ist denn doch eine höchst unsichere und unheimliche Nachbarschaft. Der persönlich fortdauernde, aber mit dem Vermögen der Unsichtbarkeit ausgestattete Tote flöfst naturgemäfs Furcht und Grauen ein. So erscheint es geratener, das Dorf nach einem Todesfall, zumal wenn derselbe einen vielvermögenden Häuptling betrifft, zu verlassen und das Siedelungswerk von neuem zu beginnen.

Jeder Erdteil liefert für diese Gewohnheit Belege. Besonders scharf ausgeprägt aber tritt dieselbe in Vorder-Indien und auf der Halbinsel Malakka zu tage. Die Einheitlichkeit des Baumwuchses oder die Gleichförmigkeit des Alters und der Arten erscheint dem Kenner der tropischen Wälder Vorder-Indiens vielfach in kleinen Abständen seltsam durchbrochen. Bananen mit ihrem hellen Grün, die Fiederblätter der Kokospalme, das krause Köpfchen der Arekapalme bieten sich, wie uns Emil Schmidt nach seinen indischen Reiseeindrücken anschaulich zu schildern weifs, inmitten des unregelmäfsigen Naturwaldes dem beobachtenden Blicke dar. Diese den einheitlichen Charakter der Vegetation störenden Stellen bezeichnen die Etappen auf dem Weg der kleinwüchsigen Waldstämme, der Juangas, Putuas, Kanikars, Malsers, Malä-Aräans und wie sie sonst noch heifsen mögen; es sind alte, verlassene Lichtungsstellen, auf denen eine fremde, eingebürgerte Pflanzenwelt inmitten urwüchsiger Umgebung Platz gegriffen hat. Vom nördlichen Indien bis nach Ceylon tritt die gleiche nomadische Wirtschaftsform unter wechselnden Bezeichnungen als Dscham, Kumari, Panam und Tschina auf. Ihre machtvolle Ausdehnung aber verdankt sie weit weniger der mangelnden Betriebs-Technik, als vielmehr der auf abergläubischen Vorstellungen ruhenden Totenfurcht. Tritt ein Todesfall ein, so wird oder wurde wenigstens noch bis vor kurzem, ehe der civilisierende Einfluſs und die Forstschutz-Gesetzgebung der Engländer nachhaltigen Wandel schafften, der bisherige Siedelungsort oft schon nach einem Jahr aufgegeben, während doch der fruchtbare, humusreiche Waldboden auch einer wenig intensiven Kultur seine Gaben noch auf lange hinaus freigebig dargeboten hätte.

Die gleichen Vorgänge spielen sich unter den Wilden Malakkas ab. Hierüber haben wir durch Vaughan Stevens vor wenigen Jahren sehr interessante Aufschlüsse empfangen. Die religiöse Vorstellung von der Fortdauer der Seele und die Hingabe an ein unstetes Wanderleben treten hier in einer höchst eigenartigen Verbindung auf, in der bereits ethische Bestandteile und rationalisierende Reflexion ihre Rolle spielen. Man spürt den Einfluſs höherer Religionssysteme

und einer vorgeschritteneren Entwicklung. Aber offenbar besitzt das naive Grauen des Naturmenschen auch in diesem Falle die Bedeutung eines selbständig wirkenden Motivs. Doch hören wir, was Stevens uns berichtet. Nach dem Glauben der Orang-Blandass gehen die guten Seelen alsbald in den lichten Himmel, den Kelongsong-Âwan, ein. Die bösen Seelen aber werden in einem Kessel gewaschen, wobei eine riesenhafte Frau, die Genowie Lanyoot, die Rolle der Wäscherin übernimmt. Erweist sich eine Seele auch nach siebenmaliger Waschung noch als schwarz, so mufs sie als sogenannter Hantu zur Erde zurück. Die elendesten aller Hantu sind die Hantu Degup, die immerfort Hunger und Durst, Frost und Hitze ertragen müssen und auf steter Suche nach ihrem Grab begriffen sind, das häufig schon von Dschangeln überwuchert und im Sturm der Zeit dem Erdboden gleich gemacht worden ist. Um ihre Missethaten sühnen zu können, ist ihnen die eigentümliche Vollmacht von Gott oder Tuhan verliehen, jeden Begegnenden durch den blofsen Anblick zu töten. Sie erweisen dadurch dem Menschengeschlecht eine grofse Wohlthat, indem sie Hungersnöte verhindern. Diese Verhinderung geschieht aber weniger in direkter Weise durch gewaltsame Reduktion der Bevölkerungsziffer als auf indirektem Weg. Ereignet sich nämlich ein Todesfall, den man in seiner unerwarteten, überraschenden Art der Begegnung mit dem Hantu Degup zuschreiben zu müssen glaubt, so erblickt die Bewohnerschaft eines Dorfes darin einen Fingerzeig oder eine Aufforderung, ihren bisherigen Wohnsitz aufzugeben. Wer den Platz zu behaupten wagte, würde nach der herrschenden Anschauung unfehlbar gleichfalls von dem Hantu Degup getötet werden. So stellt sich die Sache in dem reflektierenden Spiegel eines fortgeschritteneren religiösen Bewufstseins dar. Das Bevölkerungsproblem lastet mit drückender Wucht auf den Naturvölkern. Immerfort schwebt das Damokles-Schwert eines Mifsverhältnisses zwischen der Bevölkerungszahl und den mangelhaft erschlossenen Hilfsquellen des Bodens über ihrem Haupt, immerfort steht das Gespenst des Hungers und der Übervölkerung drohend vor der Thür. Da ist es kein Wunder, wenn die einzige Lösung unter gegebenen Verhältnissen, der nomadenhafte Ackerbau, auf der Stufe religiöser Reflexion mit dem Willen eines gütigen und weisen Gottes in Verbindung gebracht wird. Was die praktische Vernunft einer niederen Kulturstufe als notwendig erachtet, findet so auch in dem frommen Glauben seine Motivierung. Darüber aber wird die selbständige Bedeutung des ursprünglichen religiösen Faktors verdunkelt. Wie in Vorder-Indien ist neben der in unentwickelter Betriebs-Technik wurzelnden Notwendigkeit als primärer Antrieb für den Nomadismus naive, sinnliche Totenfurcht

mafsgebend. Der Orang Blandass verläfst den wünschenswertesten, mit allen Gaben der Natur überreich ausgestatteten Ort, wofern nur überhaupt ein Todesfall ihn in Schrecken gesetzt hat. Die Flucht vor dem Hantu Degup ist erst im Licht späteren Betrachtungen immer eine Flucht vor Hunger und Übervölkerung. In Wahrheit besitzt jener vorhin gekennzeichnete religiöse Elementargedanke auch für die Orang Blandass selbständige Stärke und verleiht dem sprunghaften Wanderleben derselben eine weit über das wirtschaftliche Bedürfnis hinausreichende Ausdehnung. Eine dem Wirtschaftsleben fremde Macht erstickt mit anderen Worten jedes Streben, im Rahmen der Bodenständigkeit selber neue und bessere Mittel zur Lösung des Bevölkerungs-Problems zu finden, und wirkt damit naturgemäfs ungemein hemmend auf den ökonomischen Entwicklungsgang ein.

Dieser hemmende Einflufs religiöser Motive ist mit der Verstärkung und Konservierung nomadischer Lebensweise keineswegs abgethan. Nicht selten verhindert religiöser Aberglaube auch die Ausnutzung bereitliegender Hilfsmittel der Natur. „Man erinnere sich", sagt Ratzel[1]), „der abergläubischen Speiseverbote, welche z. B. für fast alle Kaffernvölker Süd-Afrikas den Fischreichtum ihrer Gewässer wie des Meeres brachlegen und damit eine Verbindungsader zur Mutter Natur unterbinden, die anderen Lebensblut und breitere Fortschrittsmöglichkeit zuführt".

In diesen Zusammenhang gehört dann ferner jene kolossale ökonomische Verschwendung, die sich in der Zerstörung oder Mitgabe der Güter des Verstorbenen äufsert. Es ist wiederum jener religiöse Völkergedanke von der Fortführung des bisherigen Daseins durch den Toten und der Behauptung seiner sinnlichen Persönlichkeit über das Erdenleben hinaus, dem auch diese Sitten entsprossen sind. Der Tote hat die gleichen Bedürfnisse wie ehedem und giebt daher auch nach dem Tode die Ansprüche auf seine Habe nicht auf. Wollen demnach die Überlebenden den Zorn des Dahingeschiedenen vermeiden, so müssen sie auf seinen Besitz Verzicht leisten und ihm vielmehr die Mittel zur Weiterführung seiner bisherigen Existenz gewährleisten. Der Grundgedanke zeigt nun in der praktischen Bethätigung mannigfache Verzweigung.

Häufig paart sich die Anschauung, der Besitz des Toten müsse zu seiner fortgesetzten Nutznieſsung ungeschmälert bleiben, mit dem aus Totenfurcht entsprungenen Nomadismus. Man zieht einfach fort und läfst die Hütte des Verstorbenen mit allem, was sie birgt, der Zeit

[1]) Fr. Ratzel, Anthropogeographie, I. Bd. S. 7.

zum Raub fallen. Damit ist ein völlig ungestörtes Walten der abgeschiedenen Seelen garantiert. So geschieht es bei den Hottentotten und Jakuten. In anderen Fällen wird die Hütte des Toten zerstört. Diesen Brauch üben beispielsweise die Wakonde Ost-Afrikas. In noch anderen Fällen werden dem Verstorbenen seine teuersten und wertvollsten Güter mit in das Grab gegeben oder Totenopfer dargebracht und Totengaben gespendet. Schon der Troglodyte der Steinzeit legte dem Toten seine Waffen, gewisse Geräte, sowie häufig auch Nahrungsmittel als Beigabe in die Grube. Nach der antiken Sage kehrt Melissa's Geist zurück, weil man es verabsäumt hatte, Kleider für sie bei ihrer Bestattung zu verbrennen. In Nicaragua[1]) wurde früher alles persönliche Eigentum des Verstorbenen mit ihm begraben. Bei den Somâl[2]) zerbricht die Witwe am Grab ihres Mannes ihren Halsschmuck, ihre Armringe und sonstigen Kostbarkeiten, und es werden täglich Schafe und Ziegen am Grab geschlachtet. Dem verstorbenen Ewe-Neger[3]) in Togo-Land geben alle Freunde und Verwandten Kauris auf den Weg, so dafs die Leiche oft völlig von diesen Geldcharakter tragenden Muscheln überdeckt erscheint. An das Begängnis aber knüpfen sich, nebenbei bemerkt, Totenfeste, bei denen unter Tänzen, Trommelklang und Flintenschüssen ganz unglaubliche Mengen geistiger Getränke verzehrt werden. Die Kostspieligkeit dieser Gebräuche für die einzelne Familie hat daher an der Küste auch bereits die Sitte gemeinsamer Totenfeste hervorgerufen. Bei vielen Völkern wurde ehedem das Pferd als der teuerste Besitz und unzertrennlichste Gefährte des Mannes auf seinem Grabhügel geopfert. Noch vor wenigen Jahren ging in Madagaskar das Gerücht um, der Geist des Königs Radama sei gesehen worden, mit der Uniform bekleidet, welche man mit ihm begraben hatte, und auf einem der Pferde reitend, die am Grab getötet worden waren. Als ein symbolischer Nachklang dieser Sitte erscheint es, wenn unter den Tuschinern im Kaukasus[4]) das Rofs des verstorbenen Mannes die Leiche bis zum Grabhügel begleitet und diesen Gang am siebenten und vierzigsten Tag wiederholen mufs. So wurden einst auch im christlich-germanischen Mittelalter die Pferde in der Leichenprozession mitgeführt, um dann der Kirche geschenkt zu werden.

---

[1]) Bancroft, a. a. O. II S. 653.

[2]) Paulitschke, Ethnographie Nordost-Afrikas 1893 S. 206.

[3]) Herold, Über die Religion der Ewe-Neger in „Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten“ 1892.

[4]) von Stenin im „Globus“ LIX (1891), S. 108.

Eine andere Sitte des eben genannten kaukasischen Volksstammes der Tuschiner[1]) leitet uns zu den Menschenopfern über. Die Witwe des toten Tuschiners läfst sich heutzutage auf dem Grab ihres Gemahls den Zopf abschneiden. Das ist die symbolische Verflüchtigung einer tiefernsten und erschütternden Handlung; ehemals wurde sie an der gleichen Stelle erdolcht. Menschenopfer sind, wie sich aus vielen und unverkennbaren Rudimenten schliefsen läfst, vielleicht einmal universell gewesen. Daher bedarf der Mann und insbesondere der Häuptling auch nach dem Tode der Dienste von Frauen und Sklaven. Die Verbrennung von trojanischen Gefangenen auf dem Scheiterhaufen, auf welchem die Leiche des Patroklus verbrannt wurde, die skythischen Bestattungsgebräuche, deren Schilderung wir bei Herodot lesen, die Witwenverbrennungen Indiens, die Kiwéndo Ost-Afrikas, die Massenabschlachtungen unter den Ashantis und Dahomes bei dem Tode ihrer Häuptlinge, alles dies wurzelt in dem gleichen Grunde. Nun wollen diese Dinge, wo es sich um Menschenblut und Menschenleben, um den abergläubischen Frevel wider Recht und Existenz ebenbürtiger Geschöpfe handelt, ja naturgemäfs von uns als den Trägern einer höheren Gesittung in erster Linie unter ganz anderem Gesichtspunkt als dem rein wirtschaftlichen betrachtet und gewertet sein; aber dennoch ist auch der letztere von ganz aufserordentlicher Bedeutung und wohl einer selbständigen Hervorkehrung würdig. Frauen und Sklaven stellen in ihrer Eigenschaft als Arbeitsinstrumente die wirtschaftlich wertvollste Habe des Naturmenschen dar. Der Wert der menschlichen Arbeitskraft steigt, so darf man wohl sagen, im Verhältnis der abnehmenden Kultur, je mehr die Gehilfen aus der Tierwelt und die Mittel einer unterstützenden Technik mangeln. Die Ergiebigkeit des Hackbaues steht und fällt mit der Intensität menschlicher Arbeitsleistung. Viele Unternehmungen, wie Bewässerungsanlagen und Terrassenbau, werden nur durch das Zusammenwirken zahlreicher Einzelkräfte ermöglicht. Und nun im genauen Gegensatz zu diesem gesteigerten Wert der Person ihre gänzliche Mifsachtung, wie solche in jener unsinnigen Verschwendung von Menschenleben und Menschenkraft zum Ausdruck kommt! Es ist ganz unbezweifelbar, dafs diese Thatsache den bedeutsamsten Einflufs auf das Wirtschaftsleben niederer Entwicklungsstufen äufsern mufs; sie wirkt als ein Hemmnis des Aufschwungs, ja bringt sogar vielfach einen Rückschritt oder ein Hinabgleiten von dem schon erreichten Niveau zu wege. Manche Ruinenstätten reden in dieser Hinsicht eine höchst wirkungsvolle Sprache. Nichts als der Rückgang der

[1]) von Stenin, a. a. O. S. 110.

Bevölkerungszahl und damit der Mangel an arbeitsfähigen Individuen leitete an vielen Stellen unseres Planeten den wirtschaftlichen Verfall ein und liefs feindliche Naturgewalten dort, wo ehedem fröhliches Leben herrschte, ihre wüstenbildende Kraft entfalten.

Werfen wir nun einen zusammenfassenden Rückblick auf alle die Totengaben und Totenopfer von der Kaurimuschel bis zum Leben der Gattin, auf die verlassenen und verfallenen Hütten, auf die zernichteten und zertrümmerten Güter, kurz auf die Gesamtheit abergläubischer Bestattungsgebräuche, so dürfen wir wohl als Schlufsergebnis verkünden, dafs in einer wirtschaftlich äufserst bedenklichen Weise die Fürsorge der Naturvölker von dem reellen Dasein auf seine imaginäre Fortsetzung abgelenkt erscheint. Die Armut des Lebens kargt allzusehr, wie Lippert sich schön und treffend ausdrückt, für den Reichtum des Todes. In anderer Gedankenwendung aber läfst sich mit Ratzel sagen, dafs durch die Dahingabe der Güter des Toten, wie solche im gesamten Naturvölkerkreis mehr oder minder üblich ist, die materiellen Fäden zerschnitten werden, die in der Kulturwelt die ins Grab sinkende Generation mit der aufsteigenden verknüpfen. Der wirtschaftliche Zusammenhang wird stetig zerrissen, und jede Generation mufs wieder von vorn beginnen. Die Zusammenhangslosigkeit oder die Unfähigkeit, das Erbe der Väter festzuhalten und als Staffel des Fortschritts zu nützen, die ja in jeder Hinsicht den fortlaufenden Lebensprozefs eines echten Naturvolkes charakterisiert, findet sonach in dem religiösen Aberglauben ein wesentlich verstärkendes Moment.

Das weitreichende Thema von dem übermächtigen Einflufs der Religion auf ein primitives Wirtschaftsleben, das noch mancherlei Variationen zuliefse, mag hiermit als abgeschlossen betrachtet werden. Eine ganze Reihe allgemeiner Merkmale und Gesetze aus dem wirtschaftlichen Leben der Naturvölker ist nunmehr im Laufe der voraufgehenden Darstellung bereits zu mehr oder minder eingehender Behandlung gelangt: die Schmalheit der Lebensbasis, die Vielgestaltigkeit der geographisch bedingten Entwicklung, der Raubbau, der Nomadismus und die Abhängigkeit von dem ideellen Faktor der Religion. Die Kritik des altüberlieferten Kulturstufenschemas lieferte uns ferner den Satz, dafs der wirtschaftliche Inhalt auch des niedrigsten Völkerdaseins doch weit reicher und vielseitiger sei, als man ihn sich unter dem Bann einer verkehrten Systematik vorzustellen pflegt. Hieran knüpfen die folgenden Erörterungen an.

Mit der Urproduktion erscheint von jeher die Industrie verschwistert; wenigstens reicht der Blick der Forschung in industrielose Zeiten nicht hinab. Auf allen, auch den niedrigsten uns bekannten

Entwicklungsstufen sind schon mannigfache Industriezweige in mehr oder minder entwickelter Form vorhanden.

Zur Verstärkung der Wirkungskraft menschlicher Organe und zumeist als ihre Projektionen treten im Dunkel prähistorischer Urzeit wie im Naturvölkerbereich der Gegenwart allenthalben Waffen und Werkzeuge auf. Der schabende und bohrende Fingernagel findet in Dolch und Messer, der schleudernde Arm in Keule und Speer seine nachbildende Ergänzung[1]). Örtliche Verhältnisse entscheiden über die Wahl des Materials, so dafs auch hier wieder mit der Systematik, die in der Steinzeit den ein- für allemal prädestinierten Anfang sieht, gründlich zu brechen ist. Neben die Axt oder das Beil aus Stein tritt die knöcherne Keule und das mit Obsidiansplittern oder Haifischzähnen besetzte Holzschwert, neben den steinernen Schaber die scharfe Muschel. Man könnte mit annähernd gleicher Berechtigung wie von einer Steinzeit auch von einer Holz-, Knochen- oder Muschelzeit reden. Der Herrschaft dieser Materialien folgte dann bald vielerorts die Bearbeitung der Metalle, ohne dafs damit das Naturvölker-Stadium in der eingangs skizzierten Bedeutung irgendwie überschritten wäre. Die verschiedensten Stämme Afrikas sind aufserordentlich geschickte Metallarbeiter, fallen aber doch ohne Zweifel in den Rahmen dieser Untersuchungen hinein.

Eine ganz allgemein menschliche Industrie ist ebenso auch das Flechten zur Verfertigung von Kleidern und Matten, sowie zur Herstellung von Strohhütten. Gras, Binsen und Bast liefern den ursprünglichen Stoff. Als ein verbessertes Flechten aber darf man nach Schurtz das Weben betrachten, da beide Künste durch unmerkliche Übergänge verknüpft sind; auf den Marshall-Inseln wird z. B. noch ohne jedes künstliche Gerät, nur mit Benutzung der Hände und Füfse, gewebt.

Das Bedürfnis des Schutzes gegen die Unbilden der Witterung hat ferner überall zu irgendwelchem künstlichen Obdach geführt. Selbst Völker von dem primitiven Typus der Feuerländer, Buschmänner und Australier bauen sich zeitweilig Schutzstätten aus Reisig oder Röhricht.

Ungemein weit verbreitet erscheint endlich auch die Töpferei. Ohne Anwendung der Töpferscheibe werden von den Naturvölkern in dieser Industrie höchst beachtenswerte Resultate erzielt. In Afrika und Amerika verfertigen die Weiber der Eingeborenen grofse und wohlgeformte Krüge und Kessel aus freier Hand, und ebenso werden auf den Hebriden mit gefälligen Linien versehene Töpfe ohne Töpferscheibe hergestellt.

---

[1]) Kapp, Grundlinien einer Philosophie der Technik.

Hiermit sind aber keineswegs alle Richtungen, in denen sich die industrielle Thätigkeit der Naturvölker bewegt, zur Aufzählung gelangt. Auf jeden Fall gewinnen wir den Eindruck, dafs die Urproduktion oder die der Beschaffung der Rohstoffe und fertigen Existenzmittel dienende Fürsorge nicht den einzigen Inhalt primitiven wirtschaftlichen Lebens bildet, sondern dafs dieses vielmehr in der gewerblichen Arbeit, d. h. der technischen Umwandlung der Naturprodukte in Gebrauchsgüter, seine wesentliche und wertvolle Ergänzung findet. Ja, diese industrielle Arbeit des Naturmenschen erscheint bei näherer Betrachtung oftmals schon recht kompliziert, so dafs verächtliches Naserümpfen und mitleidiges Lächeln von der Höhe unserer Kultur herab nur in sehr bedingtem Mafs gerechtfertigt erscheinen. Mit gröfster Sorgfalt und in einer ganzen Reihe einzelner Produktionsabschnitte werden nicht selten die Erzeugnisse gewerblicher Technik gerade auf frühester Entwicklungsstufe hergestellt. Ein Beispiel möge an Stelle vieler hier Platz finden. Die australischen Eingeborenen sind gewifs ein sehr niedrigstehendes Volk — und doch, wer bewunderte nicht ihren Bumerang und ihr Flintsteinmesser, von dessen Herstellung uns Lumholtz eine anschauliche Schilderung geliefert hat! Um zunächst das Material zum letzteren Werkzeug zu gewinnen, machen sich die Australier jenes Naturgesetz zu Nutze, demzufolge der schnelle Wechsel von Hitze und Kälte die Zersetzung und Zerstörung fester Körper befördert. Sie legen auf einem Felsen Feuer an und kühlen dann den heifsen Stein durch Übergiefsen von Wasser ab. Dadurch entstehen Risse und Sprünge im Gestein, und mit Leichtigkeit können nunmehr einzelne Stücke herausgenommen werden. Dieselben werden alsdann bearbeitet, bis sie eine scharfe Spitze und drei Kanten erhalten haben. Die so fertiggestellte Messerklinge wird weiterhin in einen Griff gesteckt, der aus einem zuvor über Feuer erweichten Harzklumpen besteht. Am oberen, freien Ende des Griffes aber wird ein flaches, mit Kreidefiguren bemaltes Stück Holz befestigt. Das vollendete Messer empfängt darauf aus der Rinde des Theebaums eine Scheide. Die Stücke der Rinde werden zu diesem Zweck neben einander gelegt und mit einer Art Zwirn umwunden, der wahrscheinlich aus Opossumhaar gedreht ist. Endlich wird die Scheide auf der Aufsenseite noch mit Kreide bemalt und an der Spitze mit einem rotgefärbten Kakadubüschel versehen. Man wird dem Produkt einer so kunstsinnigen und vielgliedrigen Thätigkeit den Charakter eines industriellen Erzeugnisses in der That nicht absprechen können.

In welcher gewerblichen Betriebsform, so fragen wir nun weiter, vollzieht sich diese Stoffumwandlung? Die ältere Nationalökonomie

stellt das Handwerk oder dasjenige gewerbliche Betriebssystem, nach welchem der Producent das fertige Produkt, in welchem der ihm gehörige Rohstoff und seine Arbeit verkörpert sind, gegen Entgelt direkt an den Konsumenten abgiebt, an den Anfang der wirtschaftlichen Entwicklung. „In einem Jäger- oder Hirtenstamm", so sagt Adam Smith, „findet sich ein Mensch, der Bogen und Pfeile mit gröfserer Geschicklichkeit verfertigt als alle anderen. Er tauscht sie gegen Vieh oder Wildpret bei seinen Genossen um und findet schliefslich, dafs er sich dabei besser steht, als wenn er selbst auf die Jagd ginge. Zuletzt macht er die Anfertigung von Schiefsgerät zu seiner Hauptbeschäftigung und wird zu einer Art Waffenschmied". Erst die Forschungsergebnisse der historisch gerichteten Nationalökonomie der Gegenwart, vor allem die ausgezeichneten, geradezu bahnbrechenden Untersuchungen Professor Bücher's[1]) in Leipzig, haben diese Meinung erschüttert. Das Handwerk ist überhaupt nicht die ursprünglichste Form der gewerblichen Gütererzeugung. Ganz andere industrielle Betriebssysteme haben Jahrtausende hindurch das wirtschaftliche Leben der Völker bestimmt und bestimmen es noch heute dort, wo die Grundlagen reinen Naturvölker-Daseins unerschüttert geblieben sind. Die primitivste Gestaltung der gewerblichen Produktion ist, so kann man sagen, eine unberufsmäfsige und nicht auf den Tausch, sondern nur auf den Eigenbedarf abzweckende. Die Naturvölker befinden sich in der Periode des Hausfleifses, wo sich jedes Haus seine sämtlichen industriellen Bedarfsartikel selber verfertigt. In der Form des Hausfleifses aber ist, wie Bücher treffend bemerkt, das Gewerbe älter als die Landwirtschaft; denn auch Stämme wie die Australier, die nahezu ausschliefslich auf dem Standpunkt des Jägers stehen, kennen und üben diese Urform der gewerblichen Gütererzeugung mit jenem technischen Vermögen, das ich vorhin zu schildern Gelegenheit hatte.

Die Form der Eigen- oder Bedarfsproduktion läfst die gewerbliche Arbeit der Naturvölker als integrierenden Bestandteil der geschlossenen oder autonomen Hauswirtschaft erscheinen, die dem Wirtschaftsleben primitiver Völker überhaupt einen der allgemeinsten und kennzeichnendsten Charakterzüge verleiht. Unsere Darstellung gewinnt hier wieder einen umfassenderen Standpunkt. Je höher die Kultur, desto gröfser die „Verdinglichung" der Menschen, desto fadenreicher und fester das Geflecht, das ihn an die Natur bindet. Das gilt aber nur, sofern

[1]) Vgl. Die Entstehung der Volkswirtschaft. Sechs Vorträge von Dr. Karl Bücher, ord. Professor a. d. Universität Leipzig. Tübingen 1893. Auf die hier niedergelegten Resultate stützt sich dieser Teil meiner Arbeit.

wir das durch ein kunstvolles System von Wechselwirkungen zur Einheit verknüpfte Gesellschaftsganze ins Auge fassen. Eine grofse Menge von Einzelwirtschaften ist dagegen gänzlich von dem Grund und Boden und der Urproduktion losgelöst. Anders im Naturvölkerbereich. Hier wurzelt jede, aber auch jede Einzelwirtschaft zunächst in der Gewinnung der Rohprodukte. Jäger, Hirten und Ackerbauer bestätigen in gleicher Weise diese Thatsache. Diejenigen Rohstoffe aber, die sich nicht zu unmittelbarer Verwendung eignen, finden ihre Umformung und Umwandlung in Gebrauchsgüter innerhalb der nämlichen Familiengemeinschaft, welche sie auch gewonnen hat. Und wie die Produktion in allen ihren Stadien, so bleibt auch die Konsumtion auf ebendenselben Kreis beschränkt. Von der ersten Gewinnung bis zur völligen Genufsreife und zum Genufs selbst vollenden alle Produkte ihren Werdegang in einem und demselben Hause. Der Tausch ist noch kein konstitutives Element der Wirtschaftsordnung, die Produktion steht ausschliefslich im Dienst des Eigenbedarfs; die Wirtschaft darf als tauschlos und autonom gelten. Wie die auf Pfählen ruhende Hütte des Malayen oder Polynesiers oder die mit Dornengeheck umgebene Tembe des Negers nach aufsen hin das Gepräge der Isoliertheit trägt, so ist sie auch wirtschaftlich eine Welt für sich.

Aber freilich, die Thatsächlichkeit eines gewissen Tauschverkehrs mufs auch für die niedrigsten Entwicklungsstufen bereits zugegeben werden. Doch bezeugen gerade einzelne Merkmale dieses Verkehrs aufs glänzendste die Richtigkeit des Bücher'schen Satzes, dafs allen Übergangsbildungen und Abweichungen zum Trotz das typische Wesen primitivster Wirtschaftsordnung in dem mangelnden Güteraustausch oder der reinen Bedarfsproduktion zu suchen sei. Den nationalökonomischen Aufstellungen kommen hier die ausgezeichneten Beobachtungen Karl von den Steinen's unter den Naturvölkern Central-Brasiliens trefflich ergänzend und illustrierend zur Hilfe. Betreten wir an der Hand dieses Forschers einmal die Hütte einer Familie der Bakaïrí. Fast alle Dinge, die wir dort antreffen, Nahrungsgegenstände in den verschiedensten Stadien der Genufsreife, Matten der mannigfachsten Art, Muschelketten, Federschmuck, Fischereigerät u. s. w., sind von den Familienmitgliedern selbst gewonnen und für den Gebrauch hergerichtet. Aber eben doch nicht alle; denn, siehe da, jenes Steinbeil, jener kleine Vorrat aus Bambusasche bereiteten Salzes und jener Topf stammen von anderswo her. Steinbeil und Salz wurden von den Trumaí, der Topf aber von den Mehinakú oder Kustenaú auf dem Weg des Tausches gewonnen. Ein Besuch in einer Trumaí-Hütte würde uns dagegen belehren, dafs hier wiederum Muschelketten, Hängematten, Ararafedern

und noch mancherlei andere Sachen stammfremden Ursprungs sind. Daraus folgt, dafs der Stamm gegen den Stamm Güter austauscht. Von ähnlichen Beziehungen zwischen Stammesgenossen oder gar Dorfnachbaren wissen wir nichts. Hier liegt das Charakteristikum. Der Tauschverkehr ist, wenn man den Begriff der Nation für diese kleinen ethnischen Sondergemeinschaften verwerten darf, internationaler Art. Diese Thatsache aus dem Kindheitsalter der Menschheit mutet uns auf den ersten Blick höchst seltsam an, da wir gewohnt sind, die Handelsbeziehungen von Volk zu Volk gewissermafsen als den Gipfelpunkt der ganzen bisherigen Wirtschaftsentwicklung anzusehen; aber des Rätsels Lösung liegt dennoch nahe. Das geographische Moment, das auf allen Kulturstufen in der räumlichen Beschränktheit gewisser Naturgaben und der damit verknüpften örtlichen Gebundenheit der Produktion für die Entwicklung des internationalen Handels gegeben ist, entfaltet in niederen Entwicklungsstadien eine ganz besonders intensive Wirkungskraft. Sein geistiger und kultureller Standpunkt hindert den Naturmenschen, mit den Mitteln der Technik etwaige Mängel der Natur auszugleichen und auf den Grund der möglichen Ausbeutung seines Besitzes zu gehen. Jedes Bedürfnis, das sich mit den leicht zugänglichen, wie von selbst dargebotenen Hilfsmitteln des engen Stammgebiets nicht befriedigen läfst, verweist daher, einmal geweckt, gebieterisch auf den Tauschverkehr mit der „Fremde", die ja hier oft schon in natürlicher Sehweite beginnt.

Aber dies ist doch nur die eine Seite der Betrachtung. Der andere Grund für das überraschende Vorwalten, ja, man möchte sagen, die strikte Alleinherrschaft des internationalen Tauschverkehrs entstammt dem Wesen der autonomen Eigenwirtschaft. Die Gegenstände des täglichen Bedarfs sind auf der Stufe der Bakaïrí und Trumaí noch keine Tauschgüter geworden. Alles, was in den Umkreis der notwendigsten Lebensbedürfnisse gehört und sich auf Grund vorhandener Natur- und Kulturbedingungen ohne Schwierigkeit gewinnen und herstellen läfst, wird von allen Sonderwirtschaften einer und derselben Territorial-Genossenschaft für rein konsumtive Zwecke gleichmäfsig gewonnen und hergestellt. Der Nachbar bedarf des Nachbars nur in den seltensten Ausnahmefällen. Von der Ferne aus werden vielmehr die ersten Breschen in das althergebrachte System der tauschlosen Wirtschaftsordnung gelegt. Fremdartige Naturprodukte und Erzeugnisse eines örtlich beschränkten Kunstfleifses, deren Wert man gelegentlich kennen und schätzen gelernt hat, ohne dieselben doch aus eigener Kraft und mit eigener Arbeit sich verschaffen zu können, bieten den ursprünglichen Anreiz für einen primitiven Tauschverkehr dar. Eben deshalb

trägt dieser einen internationalen oder doch interlokalen Charakter. Aber auch die so veranlafsten Tauschhandlungen berühren das innerste Wesen des überlieferten Wirtschaftssystems nicht; sie stellen noch auf lange hinaus ein der geschlossenen Hauswirtschaft fremdes Element dar und treten gerade aus diesem Grund um so schärfer in ihrer Eigenart hervor.

Weil der Tauschverkehr primitiver Entwicklungsstufen oder der Tauschverkehr im Stadium der autonomen Eigenwirtschaft interlokaler Art ist, erscheint er vorwiegend als Wanderhandel und mit Transport verknüpft. Man weifs, welche weiten Wege die Sahara-Stämme der Tuareg machen, um das Salz der Wüste abzusetzen. Auch in Central-Brasilien tritt dann und wann ein Dorfhäuptling oder Familienältester Reisen zu entfernter wohnenden Stämmen an, um Tauschhandlungen mit ihnen zu vollziehen. Aber daneben wandern die Gegenstände des Tausches auch langsam von Stamm zu Stamm je nach der örtlichen Gruppierung, ohne dafs von einem bewufsten, planmäfsigen Zwischenhandel die Rede wäre. Der letzte Käufer steht dem letzten Verkäufer genau so gegenüber wie der erste Käufer dem Producenten. Das Verhältnis ist verschoben, aber nicht verändert. So wenigstens ist es noch unter den Naturvölkern Central-Brasiliens. Die Negerstämme Afrikas haben dagegen frühzeitig die Rolle des professionsmäfsigen Zwischenhändlers mit Warenzöllen und Profiten übernommen. Zukunftsaufgabe der vergleichenden Wirtschaftsgeschichte auf ethnologischer Grundlage mufs es sein, die gesetzmäfsigen Stadien und lokalen Abweichungen dieser Entwicklung des näheren klarzulegen.

Fassen wir nun die Formen, unter denen sich der eigentliche Tauschakt vollzieht, ins Auge. Auch hierfür mögen die Beobachtungen der zweiten Schingu-Expedition das typische Beispiel liefern. Die zahmen Bakaïrí übersetzen das portugiesische *comprar* („kaufen") mit *yekadile* („sich setzen"). Man kommt, setzt sich, wird bewirtet und liefert die mitgebrachten Gaben ab, wofür man beim Empfang in kleinerer, beim Abschied in gröfserer Menge die gewünschten Gegengaben erhält; es geht alles äufserst gemütlich und wenig geschäftsmäfsig zu. Karl von den Steinen schliefst hieraus mit Recht, dafs der Tausch auf dieser Stufe noch den unmittelbaren Rapport zwischen Leistung und Gegenleistung und damit den Begriff des Wertes gänzlich vermissen lasse. In allgemeinerer Auffassung aber ergiebt sich aus diesem Zuge wieder die Bestätigung dafür, dafs auf dem echten Naturvölker-Standpunkt die Wirtschaftsordnung ihrem innersten Kern und Wesen nach den Charakter der reinen Bedarfsproduktion an sich trage. Der Tauschverkehr ist noch so wenig entwickelt, dafs er sich ganz in den Formen des

gegenseitigen Gastgeschenkes bewegt, und dafs es zur Herausbildung eines irgendwie festen und anerkannten Wertmafsstabes noch nicht gekommen ist. Man könnte sagen, der Tausch sei auf dieser Stufe ein blofser Lückenbüfser der autonomen Hauswirtschaft und trage noch die Eierschalen seiner Entstehung aus der gelegentlichen nachbarlichen und gastfreundlichen Aushilfe und Unterstützung an sich. Etwaige Überschüsse werden ausgeliehen, falls sich gerade ein passender Anlafs darbietet, aber keineswegs planmäfsig für Zwecke des Tausches erzeugt. In den gleichen Zusammenhang wie die Beobachtungen von den Steinen's gehören wohl auch die Nachrichten von den reichen Gegengaben, die einzelne Zwergstämme beim Vollzug von Tauschgeschäften zu leisten pflegen. Auch für ihre Auffassung wird es sich eben noch nicht um den geschäftsmäfsigen, auf dem Prinzip des Wertes basierten Umtausch von Gegenstand um Gegenstand, sondern vielmehr um wechselseitige Erweise friedlicher und freundnachbarlicher Gesinnung handeln. Da kommt es auf ein Mehr oder Minder nicht an.

Dafs es sich bei einem Tauschverkehr, der noch nicht unter der Leitung des Wertbegriffes steht, nur um direkten Natural-Austausch handeln kann, liegt klar auf der Hand. Indessen fehlen doch auch die Anfänge der Geldwirtschaft innerhalb des Naturvölkerbereiches keineswegs. Aber den vorwaltenden Charakter des Tauschmittels gewinnt das Geld erst auf einer verhältnismäfsig hohen Entwicklungsstufe, und es ist der Ausflufs einer die Eigenart primitiven Wirtschaftslebens völlig verkennenden Anschauungsweise, wenn Boucher de Perthes annimmt, dafs in der Steinzeit steinerne Äxte, als Gegenstände dringendster Notwendigkeit, allgemeines Tauschmittel, d. h. Geld im modernen Sinn des Wortes, gewesen seien. Die Central-Brasilianer lehren die Unrichtigkeit solcher Meinung. Geld ist unter Naturvölkern zumeist in weitaus höherem Mafs Zahlmittel und Wertmesser als Tauschmittel. Auch dient dasselbe vielfach der Wertaufbewahrung und spielt neben seinen neuübernommenen Funktionen die Rolle eines Gebrauchsguts weiter. Der Forschungsreisende wird, wenn anders er neben seinen übrigen Zwecken auch der vergleichenden Wirtschaftsgeschichte dienen will, in Zukunft sich nicht mit der blofsen Konstatierung des Geldgebrauches begnügen dürfen, sondern eine möglichst genaue Differenzierung der Zwecke und Aufgaben des jeweilig als Geld fungierenden Objektes vorzunehmen haben.

Der Tauschverkehr spielt, wie wir sahen, im wirtschaftlichen Leben der centralbrasilianischen Indianerstämme nur die Rolle eines zufälligen und gelegentlichen Moments, eines blofsen Lückenbüfsers der autonomen Hauswirtschaft. Von ungleich höherer, man möchte sagen,

systematischerer Bedeutung ist derselbe für eine Schicht von Naturvölkern, deren Eigenart uns ebenfalls erst die Forschungsarbeit der letzten Jahre recht erschlossen hat. Es sind dies die sogenannten Zwergvölker, die man wohl als die niedrigststehenden aller Naturvölker bezeichnen darf. Stanley hat ihr Wirtschaftsleben treffend menschlichen Parasitismus genannt. Der Umfang der natürlichen Anlagen reicht hier offenbar nicht hin, um das sonst die Wirtschaftsordnung primitiven Völkerdaseins charakterisierende Stadium der reinen Eigenproduktion zu begründen. So ergiebt sich eine den typischen Entwicklungsgang störende Wirtschaftskategorie. Der afrikanische Pygmäe wie der Wedda auf Ceylon lebt in engster Anlehnung an seinen grofswüchsigen Nachbarn und tauscht ständig die Produkte der Jagd und des Waldes, Fleisch, Felle und Honig, gegen die Erzeugnisse des Hackbaues und der Industrie ein. Es findet eine Art von Völker-Symbiose statt, bei der in der That in mehr oder minder planmäfsiger Weise fortlaufende Überschüsse für den gegenseitigen Austausch erzeugt werden. Das bisher vorliegende ethnologische Material scheint mir wenigstens keine andere Deutung zuzulassen.

Vollzieht sich der Tauschverkehr bei den Bakaïrí und verwandten Stämmen in den harmlosen und heiteren Formen der Gastfreundschaft, so trägt derselbe dagegen im Zwergvölker-Bereich ein düsteres und unfreundliches Gepräge. Die Akka und Batua Afrikas wie die Wedda Ceylons huldigen dem sogenannten stummen Tauschhandel. Scheu nähert sich der Pygmäe bei nächtlicher Weile dem Dorf des grofswüchsigen Nachbarstammes und legt vor der Hütte des Schmiedes ein in seiner Form die gewünschte Axt oder Pfeilklinge nachahmendes Baumblatt nieder. Der Schmied verfertigt darauf den bestellten Gegenstand und deponiert ihn an dem gleichen Ort, worauf der kleine Käufer ebenso unbemerkt wiederkommt und seine Ware unter Zurücklassung einer reichen Gegengabe an Fleisch und Honig abholt. Offenbar hat das Schutzmotiv, das ja auf niederen Kulturstufen eine so überaus weitreichende und tiefgreifende, das Leben in allen seinen Verhältnissen beherrschende Macht bildet, das den Menschen zum Wohnen in Sümpfen und Seen, in Berg- und Waldwildnissen, ja auf Bäumen genötigt hat, auch auf die äufsere Form dieses Handels bestimmend eingewirkt.

Wo derselbe aufserhalb des Pygmäen-Gebiets angetroffen wird, kommt aber vielleicht auch etwas Rudimentäres in ihm zum Ausdruck. Gastfreundschaft auf der einen, Diebstahl und Raub auf der anderen Seite sind die notwendigen Begleiterscheinungen der autonomen Hauswirtschaft. Je nach dem Volksnaturell und äufseren

Bedingungen wird daher der entstehende Tauschverkehr bald mehr das äufsere Gepräge der einen, bald mehr dasjenige der anderen der einstmals seine Rolle vertretenden Funktionen noch auf längere Zeit hinaus bewahren. Der geschäftliche Verkehr der Bakaïrí und Mehinakú steckt noch ganz in den Formen der Gastfreundschaft, der stumme Tauschhandel dagegen bietet in seiner scheuen, nächtlichen Weise Anklänge und Erinnerungen an Raub und Diebstahl dar. Mit Vorliebe pflegt die letztere Form des Handels dort in die Erscheinung zu treten, wo so gänzlich verschiedenartige Volksstämme wie Bantu und Batua, wie Singhalesen oder Tamilen und Wedda durch die Not des Lebens zu wechselseitigen Verkehrsbeziehungen genötigt werden.

Auch in vorgeschritteneren Entwicklungsstadien beherrschen die Motive des Schutzes und feindseligen Mifstrauens häufig noch die äufsere Art des Tauschverkehrs. So findet, wenn bereits die ersten Anfänge des Marktwesens Platz gegriffen haben, der Markt nicht selten auf neutralem Boden inmitten absichtlich gehegter Grenzwildnis statt. In dieser Weise verkehrten die Batua Wolf's mit den Bantu-Stämmen der Baluba und Bateke. An einzelnen Erdstellen hat sich ein solcher Verkehr bis in relativ hohe Kulturperioden hinein erhalten, so an dem Marktflecken Kaulimönn auf der Grenzscheide zwischen China und Korea, woher wir ihn aus den Schilderungen Ferdinand von Richthofen's kennen. Ein Nachhall derartiger Sitten ist es endlich auch, wenn der bereits civilisierte und bodenständige Wedda den ihn aufsuchenden Händler das Gehege seiner Pflanzung nicht betreten läfst. Draufsen mufs er stehen und rufen, dann kommt der Wedda, und vor dem Zaun wickelt sich das Tauschgeschäft ab.

Die Erwähnung des Marktwesens leitet zu einer höheren Stufe wirtschaftlicher Entwicklung über, zu der auch bereits weite Kreise innerhalb der Naturvölkerwelt gelangt sind. An bestimmten Tagen und an bestimmten Orten findet ein regelmäfsiger direkter Austausch zwischen Produzenten und Konsumenten statt. Der Tausch hat hier die Natur des Gelegentlichen und Zufälligen bereits abgestreift und ist ein ständiges Glied der Wirtschaftsordnung geworden. Aber die meisten der Eigenschaften, die ihm im Stadium der reinen Bedarfsproduktion anhafteten, hat er doch noch bewahrt. Auch in der Periode des Marktverkehrs wurzelt der Tausch noch ganz und gar im Bargeschäft, entbehrt des organisierten Handels, der sich später zwischen Produktion und Konsumtion einschiebt, und erscheint in engster Verbindung mit dem Transport. Was aber die Hauptsache sein dürfte, er ist und bleibt nur ein Ergänzungsmittel der auch weiterhin auf

autonomer Grundlage ruhenden Hauswirtschaft. Die Togo-Neger[1]) von Bolu und Towe, wo sich ein die Töpferei begünstigender Lehmboden findet, haben dieses Gewerbe fast ganz monopolisiert und bieten die Erzeugnisse ihres Kunstfleifses an den grofsen Märkten ihrer Heimatsorte feil. Aber sie betreiben ihr Gewerbe nur in engster Beziehung zum Grund und Boden, gewissermafsen als Handwerker-Bauern, und jede Einzelfamilie lebt in erster Linie nicht von dem Erlös der feilgebotenen Industrie-Erzeugnisse, sondern von den Produkten des Hackbaues, die sie auf dem ihr zugehörigen Stückchen Erde in Eigenproduktion gewinnt. So darf man in der That zusammenfassend sagen, dafs das Wirtschaftsleben der Naturvölker allenthalben wesentlich im Rahmen der autonomen Hauswirtschaft verharrt und nirgends den Charakter der eigentlichen Volkswirtschaft annimmt.

Wie des Tausches ermangelt das Wirtschaftsleben auf niedrigster Kulturstufe auch der volkswirtschaftlichen Arbeitsteilung. Dagegen setzt die Berufsbildung im rein technischen, des wirtschaftlichen Gesichtspunktes entkleideten Sinn des Wortes frühzeitig im Schofs der unter Naturvölkern fast immer einen erweiterten Umfang zeigenden Familie ein. Dieselbe wurzelt in der Notwendigkeit, die Arbeitsaufgaben zu individualisieren und damit ein höheres Arbeitsquantum, wie solches durch die sich steigernden Bedürfnisse und das Wachstum der Bevölkerung gefordert wird, zu ermöglichen. Die Arbeitsverteilung lehnt sich zunächst an die innere Struktur der Familie nach Alter und Geschlecht an. Besonders auf die letztere Differenzierung legt Karl von den Steinen das höchste Gewicht. Des Mannes Domäne ist die Jagd und der Fischfang, der Frau liegt die Beschaffung der Vegetabilien ob. Mit dem Grabstock in der Hand geht sie bei den Bororó wie bei den Buschmännern und Australiern auf die Suche nach Knollen und Wurzeln. Der Mann spürt dem Wilde nach, die Frau holt kletternd Palmnüsse herunter. Diese Arbeitsteilung wird zum Fördernis und machtvollen Hebel der allgemeinen Kulturentwicklung. Jedes Geschlecht steigert auf dem ihm eigenen Arbeitsfeld seine Kenntnisse, gewinnt in der ihm vorgezeichneten Richtung an Herrschaft über die Natur. Der Mann lernt das Feuer erst unterhalten und übertragen, dann selbständig erzeugen, die Frau wird die Erfinderin des Feldbaues, der Kochkunst und der Töpferei. In ähnlicher, wenn auch nicht so weitgreifender Weise differenziert und gliedert sich die Arbeit der Hausgenossen auch nach anderen Unterschieden als demjenigen des Geschlechts. „Aber diese Arbeitsverteilung ist keine volkswirtschaft-

[1]) Vgl. Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten 1893.

liche Arbeitsteilung; ihre Wirkungen bleiben auf die Einzelwirtschaft beschränkt und greifen nicht organbildend in andere Wirtschaften oder klassenbildend in die Gesellschaft über[1])." Es bilden sich noch keine besonderen Erwerbszweige und keine socialen Berufsgruppen heraus. Auch nachdem sich die autonome Hauswirtschaft für die Bewältigung ihrer wachsenden Aufgaben durch Eingliederung von Kriegsgefangenen und Sklaven mit neuer Kraft erfüllt hat, bleibt sie noch auf lange hinaus und vielleicht eben deshalb in ihrem Wesen unerschüttert. Aber schliefslich ist ein das alte Gehäuse lockerndes und zersetzendes Moment mit der Erweiterung des Rahmens durch fremdartige Elemente und mit den specialisierten Arbeitsleistungen der Sklaven und Fröner doch gegeben, und so beginnt denn allmählich die Ausscheidung einzelner Thätigkeiten aus dem Ganzen der geschlossenen Familienwirtschaft und ihre Verselbständigung in besonderen Erwerbsarten.

Das Leben der Naturvölker zeigt bereits vielfach diese Stufe der Entwicklung. Wir treffen auch im Rahmen primitiven Völkerdaseins schon eine über die Berufsbildung der Familiengemeinschaft hinausgehende volkswirtschaftliche Arbeitsteilung an. Diese Thatsache bestätigt Ratzel[2]) mit den Worten: „Inner-Afrika hat seine Dörfer von Eisenschmieden, ja von solchen, die nur Wurfmesser fertigen, Neu-Guinea seine Töpferdörfer, Nord-Amerika seine Pfeilspitzen-Verfertiger. Daraus entstehen die merkwürdigsten socialen und politischen Sondergruppen, die aus Zünften Kasten und aus Kasten bevorrechtete Schichten in einem Volk werden." Die in den letzten Worten angedeutete Entwicklung bezeichnet aber keineswegs einen allgemeingültigen und durchgreifenden Typus. Der Schmied erscheint bei vielen Naturvölkern mit einem eigentümlichen religiösen Nimbus umgeben und in höchst angesehener Stellung, anderswo dagegen wird er verachtet. Zahlreiche Berufsstände leben gleich den Nilpferdjägern Ost-Afrikas[3]) in pariaartiger Stellung. Eins aber scheint allen Beispielen dieser frühesten gewerbsmäfsigen Sonderung gemeinsam zu sein: die Verschiedenheit nach Berufsarten fällt mit Stammesunterschieden zusammen. Für den Schmied ist in dieser Hinsicht schon die Thatsache bezeichnend, dafs er zumeist wandernd seinem Gewerbe obliegt. Auch die erwähnten Nilpferdjäger stehen in rassenmäfsigem Gegensatz zu der umwohnenden und herrschenden Bevölkerung, sind kleiner und dunkler als ihre Herren. Auf den Fidschi-Inseln werden die Gewerbe

---

[1]) Bücher, a. a. O. S. 132.

[2]) Ratzel, Völkerkunde I, S. 81.

[3]) Paulitschke, a. a O. S. 34.

der Schiffer, Fischer, Zimmerleute und Köche von bestimmten Stämmen betrieben. Am oberen Sambesi sind die Masupia Fischer und Jäger im Dienst der Barotse[1]). Unter den Dienst- und Tributpflichtigen der Tuareg[2]) haben die einzelnen Stämme getrennte Arbeitsleistungen zu Gunsten des herrschenden Volkes übernommen. Endlich mag noch ein kleiner interessanter Zug, den uns Stuhlmann aus dem tropischen Urwald Afrikas mitteilt, hier Erwähnung finden. Die Wahóko des Häuptlings Orani, ein Waldstamm, sind stark mit Wakondjo vermischt. Wenn nun die Zeit herankommt, wo die feierliche Zuspitzung der Vorderzähne an den Knaben vorgenommen wird, fungiert als Zahnkünstler, der die erforderliche Procedur vollzieht, stets nur der Angehörige einer bestimmten Abteilung der Wakondjo. Umgekehrt ist dagegen die Tätowierung ausschliefslich einem ebenfalls festbestimmten Zweige der Wahóko vorbehalten. Auch hier also paart sich die berufsmäfsige Dienstleistung mit ethischen Sonderheiten.

Wie erklärt sich nun dieses eigentümliche Zusammentreffen in allen den angeführten Fällen? Nun, der Weg zur Lösung des Problems ist, wie ich meine, deutlich gewiesen. Wenn man bedenkt, dafs Krieg, Frauen- und Kinderraub fast jedes Naturvolk mit zahlreichen stammesfremden Sklaven-Elementen durchsetzt haben, und gleichzeitig festhält, dafs ausgedehnte Sklavenarbeit am ursprünglichsten und entscheidendsten auf die stufenmäfsige und allmähliche Auflösung der alten vielseitigen Wirtschaftsweise und die Herausbildung gesonderter Berufszweige eingewirkt hat, verliert jene Thatsache sicherlich ihr befremdendes Gepräge. Auch wird es oftmals der langsamen Abbröckelung von der geschlossenen Hauswirtschaft gar nicht bedurft haben, sondern die Unterjochung und gewaltsame Einfügung fremder Volkselemente mit ihren abweichenden Kenntnissen und Kunstfertigkeiten hat unmittelbar der Entstehung selbständiger Erwerbsarten gedient. Auf jeden Fall aber erscheint der an der Stammesart haftende Beruf als echte Übergangsbildung und charakteristisches Anfangsstadium der volkswirtschaftlichen Arbeitsteilung.

Bis hierher hat sich meine Untersuchung zum grofsen Teil auf noch wenig betretenen Pfaden bewegt. Anders verhält es sich mit einem Problem, das nun zum Schlufs noch kurz berührt werden mufs, dem Problem der Eigentumsverteilung unter den Naturvölkern. In scharf präcisierter Form lautet dasselbe so: Bildet Kommunismus oder Individualismus den vorwaltenden Zug in den Eigentumsverhältnissen der

---

[1]) Réclus, Nouvelle Géographie Universelle XI, S. 669.

[2]) Réclus, a a. O. S. 840.

Naturvölker? Das Thema ist von aktuellem Interesse und hat eben deshalb auch bereits eine reichhaltige Literatur gezeitigt. Seine erschöpfende Behandlung ist im Rahmen dieser Arbeit unmöglich, nur gewisse grofse Züge der Gesamtauffassung sollen in Kürze geltend gemacht werden.

Für den praktischen Sozialismus unserer Tage ist die Frage bekanntlich durchaus spruchreif. Der Wille und nicht der Intellekt hat längst die Entscheidung getroffen. Was das Menschenherz wünscht und hofft, mag der Inhalt dieses Wünschens und Hoffens auch ein noch so thörichtes Wahngebilde sein, das projiziert es nur zu gern in die Wirklichkeit hinaus. Die Zukunft bedarf des Fingerzeiges und ermunternden Beispiels; darum müssen die Anfänge menschlicher Entwicklung in kommunistischer Beleuchtung erscheinen. Es ist leider unbestreitbar, dafs von dem kontagiösen Einflufs der praktisch-politischen Zeitideen auch die wissenschaftliche Lösung des Problems nicht unberührt geblieben ist. Anderenfalls wäre es nicht zu verstehen, dafs Vertreter der Wissenschaft immer noch ganz schlankweg und ohne Einschränkung von dem Kommunismus primitiver Völker sprechen könnten.

Jede planmäfsige und zielbewufste Untersuchung hat von der möglichst scharfen begrifflichen Umgrenzung ihrer Objekte auszugehen, sonst kommt es schliefslich zu leeren Wortstreitigkeiten. So liegt nach meinem Dafürhalten das Hauptgewicht für die Entscheidung der in Rede stehenden Frage in der kritischen Zergliederung der landläufigen kommunistischen Vorstellungen.

Der Begriff des Kommunismus, wie solcher in der Gegenwart als gangbare Münze kursiert, trägt zunächst seinem Gesamtcharakter nach ethische Färbung; verwirklichter Kommunismus erscheint als höchstmögliche Bethätigung der sozialen Triebe und Neigungen menschlicher Natur. Schon dieser Umstand macht die Anwendung des fraglichen Begriffes auf das Naturvölkergebiet äufserst bedenklich. Die psychologische Deduktion, die den inneren Werdegang des Individuums vergleichend zu Grunde legt, bestätigt uns die umgekehrte Entwicklung des Trieblebens. Nicht soziale, sondern isolierende und individualistische Neigungen beherrschen das Kindheitsalter des Einzelnen und demgemäfs einer anerkannten Analogie zufolge ganz gewifs auch dasjenige der Gesamtheit.

Treten wir nun an das ethnologische Induktionsmaterial heran, so bedarf es einer weiteren vereinzelnden Auseinandersetzung mit den wesentlichen Momenten, die den landläufigen Begriff des Kommunismus ausmachen. Fast jeder, der heutzutage von kommunistischer Produktionsregelung und Ertragsverteilung redet, stellt sich als Träger

dieser Prozesse ein gröfseres Ganzes vor, das seinem Umfang nach ein ungefähres Analogon unserer Staatenbildungen darbietet. Im Sinn dieser Auffassung aber ist kommunistisches Eigentum eine ganz vereinzelte Erscheinung im Naturvölkerbereich Wenn der Stamm nach aufsen hin über die Integrität seines Landgebiets wacht und vielleicht auch im Innern schon mittelst einer gewissen Centralgewalt und ihrer Verordnungen die Interessen der Gesamtheit einigermafsen zu wahren sucht, so kommt doch hierin nur, wie bereits Dargun[1]) unter Anlehnung an Gierke richtig betont hat, eine staatsrechtliche, aber keine privatrechtliche Herrschaft zur Geltung. Es ist völlig unerfindlich, wie man daraus, dafs bestimmte Stämme die Grenzen ihrer Gebiete durch künstliche Grenzmarken bezeichnen und jede Nichtbeachtung derselben aufs schärfste ahnden, ein gemeinsames Eigentumsrecht hat herleiten können. Dann ist auch das Deutsche Reich ein kommunistisches Gebilde. Das nationale Ganze oder die gröfsere politische Gemeinschaft, die unter den Naturvölkern durch den Stamm repräsentiert wird, ist genau wie in höheren Kulturverhältnissen ein staatlicher Schutzverband und keineswegs der fiskalische Besitzer des gesamten Grund und Bodens oder gar der beweglichen Habe.

Dagegen erscheint das immobile Eigentum fast durchweg in der Form des Familieneigentums[2]). Die Familie aber und nicht die Einzelperson ist die Urzelle des gesellschaftlichen Organismus und bleibt es in allen Stadien der Kultur. Nur in ihrem Zusammenhang ist das Sonderleben denkbar. Sie darf als das eigentliche, wahrhafte Individuum angesehen werden, und Familienbesitz ist daher, streng genommen, immer Individual-Eigentum. „Kommunismus" im Sinne von Familieneigentum ist eine logische Absurdität. Doch thut der Name nichts zur Sache, sofern nur die begriffliche Scheidung scharf vollzogen und konsequent festgehalten wird. Von den hergebrachten kommunistischen Vorstellungen ist jedenfalls der Familien-Kommunismus, um diesen Ausdruck einmal zu gebrauchen, seinem innersten Wesen nach himmelweit entfernt. Er zeigt nicht im mindesten weitergehende soziale Tendenzen, ist partikularistisch durch und durch und trägt, sobald man seinen Standpunkt aufserhalb der engen Schranken der Familie nimmt, alle Züge einer schroffen, ja der schroffsten individuellen Eigentumsordnung an sich. Ein Beispiel aus dem reichen Schatz der jüngsten ethnologischen Forschungsresultate mag dies beleuchten. Wenn im

[1]) Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft V, S. 1 ff.

[2]) Vgl. hierzu und zum folgenden: Fustel de Coulanges, Le problème des origines de la propriété foncière. Paris 1889.

Oktober mit dem Wehen des Nordost-Monsuns in dem Wedda-Gebiet auf Ceylon die Regenzeit eintritt, flüchtet das Wild auf die einsamen Felsen, die wie der Danigala und Dewigala aus einem gröfseren Komplex von Parklandschaft emporragen. Der Wedda aber, soweit er noch reiner Jäger ist, folgt ihm, unauflöslich an seine Spur gekettet. Damit nun bei den periodischen Wanderungen zum Felsen hin und vom Felsen zurück ja keine Eigentumsverletzung stattfindet, sind die Jagdbezirke der einzelnen Familien radial oder strahlenförmig um das Felsencentrum herum angeordnet. Es wurde ein Bündel keilförmiger Distrikte geschaffen, die ihre breite Seite nach aufsen kehren, während sie in dem bergigen Mittelpunkt zur Einheit zusammengefafst erscheinen. So kann sich die jährliche Wanderung der Einzelfamilie bergwärts wie thalwärts stets auf eigenem Grund und Boden vollziehen. Oben aber wohnt man in natürlichen Höhlen und zwar womöglich jede Familie in einer Höhle. Erweist sich jedoch die Zahl der Höhlen als nicht ausreichend, so beziehen zwar mehrere Familien die gleiche Höhle, schaffen sich aber dann in jedem Fall mittelst Rinde und Zweigen künstlich abgeteilte Wohnräume.

Kommunistische Produktion und Eigentumsordnung erscheint im Licht der vulgären Auffassung ferner nur als ein Ergebnis freiheitlichen Zusammenwirkens gleichberechtigter Individuen. Auch in diesem Punkt mufs für das Naturvölkergebiet eine durchgreifende begriffliche Abwandlung stattfinden. In den wenigen Einzelfällen, wo thatsächlich eine über den Rahmen der Familie hinausreichende Sozialisierung aller Lebensverhältnisse Platz gegriffen hat, ruht dieselbe ausschliefslich auf der monopolistischen Allgewalt eines starken Häuptlingstums.

Endlich sollte, wenn von den kommunistischen Eigentumsverhältnissen der Naturvölker die Rede ist, niemals eine scharfe Sonderung des immobilen und mobilen Besitzes aufser Acht gelassen werden. In dem oben modifizierten Sinn bleibt der Acker im Rahmen primitiven Völkerdaseins Jahrhunderte hindurch kommunistisches Eigentum; er verharrt im Kollektivbesitz der Familie oder allenfalls auch des Dorfes, d. h. einer kleinen Territorialgenossenschaft, die auf der unmittelbaren Grundlage der Blutsverwandtschaft erwachsen ist. In ungleich höherem Mafse tragen dagegen die beweglichen Güter den Charakter persönlichen Besitztums an sich. Axt, Bogen und Pfeile der Wedda sind Sondergut und erscheinen als erblich. Bei den centralbrasilianischen Stämmen haben alle Mitglieder des Hauses persönliches Eigentum, auch die Frauen, die oft Einspruch erhoben, wenn ein Oberhaupt der Familie oder ein anderer männlicher Hausgenosse den Forschungsreisenden der Schingu-Expedition etwas davon geben wollte; die per-

sönliche Habe wird auch hier vererbt. Das Gleiche gilt von den Australiern, und diese der niedrigsten Naturvölkerschicht entnommenen Beispiele liefsen sich noch beliebig durch andere vermehren.

Wie aber immer die gegenwärtigen Eigentumsverhältnisse beschaffen sein mögen, sicherlich stellt der rechtlich anerkannte Besitz, den wir Eigentum nennen, bereits das Ergebnis einer weite Zeiträume einnehmenden Entwicklung dar. Unzweifelhaft ging eine Periode vorauf, wo es nichts als thatsächlichen, körperlichen Besitz gab, der nur so weit reichte und so lange bestand, wie die Mittel zu seiner Behauptung vorhanden waren. Erst sehr allmählich entwickelte sich daraus wirkliches Eigentum. Zahlreiche Nachklänge jener ältesten Epoche weist das Leben der Naturvölker auf. Vor allem deutet die Gewaltsamkeit bei der Erbfolge hierauf hin. So reifst unter den Mugaren[1]) in der Sahara dasjenige Kind, dem der Tod des Vaters zuerst bekannt wird, alle Habe an sich. Bei dem Indianerstamm der Salish herrscht nach Bancroft[2]) die Gewohnheit, dafs die erwachsenen Verwandten sich ohne Rücksicht auf etwaige unmündige Kinder des Verstorbenen der Hinterlassenschaft bemächtigen. Ebenso wird von den Grönländern, falls kein erwachsener, zur Geltendmachung seiner Ansprüche fähiger Sohn vorhanden ist, die Habe des Toten als herrenloses Gut betrachtet, von dem jeder so viel wie möglich zu erhaschen sucht. Ganz natürlich, da mit der Fähigkeit der Behauptung nach ursprünglicher Anschauung auch das Recht des Besitzes erlischt. Der rein egoistische Trieb, der sich durchzusetzen strebt, wo und wann er vermag, der da nimmt, was er nehmen kann, das ist der wahre Kommunismus der Urzeit. Auch die Gewohnheit des Zweikampfes läfst sich in dieser Richtung verwerten. Das Nacheinander und das Nebeneinander ergänzen sich hier in höchst interessanter Weise. Während des frühen germanischen Mittelalters fand anläfslich Diebstahls nicht selten ein geregelter Zweikampf zwischen Dieb und Bestohlenem statt. Die gesetzmäfsige Ordnung der Angelegenheit weist darauf hin, dafs der faktische Besitz schon rechtliche Eigentumsqualität zu gewinnen im Begriff steht, aber noch gilt körperliche Behauptung oder physische Überlegenheit als Besitztitel. In dem gleichen Übergangsstadium treffen wir heute nach den Schilderungen von Lumholtz die australischen Eingeborenen an. Auch hier wird der Dieb von dem Bestohlenen zum Kampf mit Schild und Holzschwert herausgefordert, der entweder nur im Beisein der Nächsten, die als Zeugen dienen, stattfindet, oder auch

[1]) Post, Afrikanische Jurisprudenz II, S. 15.

[2]) H. H. Bancroft, a. a. O. S. 273.

bei den sogenannten Borbobis, den hauptsächlich diesem Zweck dienenden allgemeinen Versammlungen, ausgefochten wird. Frauenraub und Ehebruch gehören mit unter den Begriff des Stehlens und veranlassen am allerhäufigsten derartige Zweikämpfe. Bei kleineren Diebstählen findet dagegen schon oft Ersatzleistung durch Taback, Waffen u. s. w. statt, und auch bei jenen Rechtskämpfen selber entscheidet nicht mehr ausschliefslich körperliche Obmacht, sondern bis zu einem gewissen Grad bereits die moralische Stütze, die der vom Diebstahl Betroffene an seinen Verwandten findet, deren Zorn der Dieb zu fürchten hat. So ringt hier seltsam Altes mit Neuem, das Recht des Stärkeren mit dem Recht des Gesetzes.

Hiermit mögen diese Ausführungen ihren Abschlufs finden. Ihr Zweck ist erreicht, wenn sie einen kleinen Beitrag zur Verbreitung und Stärkung der Überzeugung geliefert haben, dafs die allgemeine Wirtschaftsgeschichte aus der Benutzung des stetig gemehrten und immer von neuem kritisch gesichteten ethnologischen Induktionsmaterials die wertvollste Anregung und nachhaltigste Förderung zu gewinnen vermag.